

Die Gouvernante

à la Marlies



21.11.2025

Wie das Rathaus, der Bahnhof und das Storchennest, so gehörte auch das zarte, zierliche Persönchen in dem altmodischen Kostüm seit jeher zum kleinen, friedlichen Städtchen.

Sie war schon reich an Jahren und auf die einst so glatte Haut ihres Mädchengesichts hatte die Zeit fein säuberlich alles niedergeschrieben, was ihr auf ihrem Weg durchs Leben begegnet war.

Trotz ihrer Falten hatte sie noch immer das gleiche anmutige, etwas bleiche Gesicht mit den strahlend blauen Augen und dem schmalen Mund, der stets zu lächeln schien.

Auch der Geschmack ihrer Kleidung hatte sich nie geändert. Schon immer trug sie diese taillierte, dunkel graue Weste, deren Ausschnitt, wie das Ende der langen Ärmel, mit Rüschen besetzt war. Der lange Faltenrock fiel gerade nach unten ... bis zu den schwarzen Lackschuhen, die so wundersam zu ihrem kleinen Handtäschchen passten.

So kannten sie schon die Ururgroßväter und die Urgroßväter und die Großväter und die Väter und natürlich auch die Kinder.

Wer meint, es schon mal anderswo gelesen zu haben, weiß nicht, wovon er spricht, bis er alles gelesen hat.

Obwohl ihr Gesicht keine strengen Züge zeigte, auf die Menschen eher gütig und wohlwollend wirkte, hatte doch jeder im Städtchen großen Respekt vor ihr.

Man sah sie häufig irgendwo in der Stadt irgendwo hingehen. Aufrecht schritt sie dann ihres Weges, langsam und bedächtig, als sei sie Geistes abwesend. Nur der Rock bewegte sich dann im Takte ihrer kurzen Schritte und es sah aus, als würde der kleine Körper lautlos über den Gehsteig schweben.

Niemand wäre je auf den Gedanken gekommen, sie auf der Straße anzusprechen. Begegnete man ihr, nickte man ihr freundlich zu und sagte: "Guten Tag." Dann sah sie einen lächelnd an und nickte wortlos zurück, ohne ihren Weg zu unterbrechen.

Sah eine Gruppe Mädchen sie des Weges kommen, verstummte augenblicklich ihr Geschnatter. Schritt sie an ihnen vorüber, richteten sich die Mädchen auf wie feine, junge Damen und machten einen artigen Knicks.

Die Buben aber wurden bleich und verlegen, wenn sie sie gewahrten. War sie noch weit von ihnen entfernt, wechselten sie stumm die Straßenseite und taten, als hätten sie sie nicht gesehen.

Aus sicherer Entfernung beobachteten die Buben sie heimlich aus den Augenwinkeln. Und wenn jemand von ihnen bemerkte, daß sie irgend etwas zu tragen hatte, oder sonst seiner Hilfe bedurfte, lief er gleich los, über die Straße, blieb wenige Meter vor ihr stehen, machte einen braven Diener und streckte ihr seine Hand entgegen.

Kam sie an ihm vorbei, reichte sie ihm wortlos die Tasche oder das Paket oder was es sonst war und beide gingen gemeinsam weiter.

Der Junge war selig und sein Herzchen raste und er bebte vor Aufregung und wenn er die Zeit fand und glaubte, sie würde es nicht bemerken, blinzelte er noch kurz zu den anderen Buben hinüber und lächelte ihnen stolz zu. Und die anderen Buben schauten ihm ein wenig neidisch hinterher.

Wenn er endlich zurückkam, umlagerten die andern Buben ihn und fragten und bedrängten ihn, um zu erfahren, worüber sich die beiden wohl unterhalten hatten. Das aber verriet kein Bube; dieses Geheimnis wollte jeder allein für sich bewahren.

Im Grunde war es so, daß die Buben in ihrer Nähe so aufgeregt waren, daß sie ohne Unterlass zu erzählen begannen. Ihnen war, als hätte sie ein Recht darauf, alles zu erfahren. Und sie lächelte nur. Ab und an stellte sie eine belanglose Frage oder blickte den Buben erstaunt oder skeptisch an, doch stehen blieb sie dabei nie.

So war es schon bei den Urgroßvätern und den Großvätern und den Vätern der Buben.

Meistens aber ging sie allein und niemand in dem Städtchen zweifelte daran, daß sie in einer wichtigen Mission unterwegs war. So beobachtete jeder ihren Weg und man machte sich Gedanken darüber, was wohl ihr Ziel sein mochte. Traf man sich und sagte: "Ich habe heute die Gouvernante gesehen", konnte man sicher sein, daß der andere neugierig fragte: "Wo denn ?" oder er sagte: "Ich habe sie auch gesehen - in der Buchenallee ..." oder sonst irgendwo.

Dann überlegte man gemeinsam, wohin sie wohl unterwegs sei und was ihr Anliegen sein könnte. Und kam ein dritter hinzu, der vielleicht etwas mehr darüber wusste, oder auch nicht, sprach auch er darüber.

Die Frauen des Städtchens interessierten sich im Allgemeinen wenig dafür. Sie dachten bei sich: "Sie wird schon ihre Gründe haben" und vertrauten darauf, daß alles seine Ordnung hatte.

Inmitten des Städtchens lag der schöne Bürgerpark. Im hinteren Drittel, dort wo die drei großen, alten Linden standen, gab es ein kleines, verträumtes Häuschen, welches die Menschen 'das Lindenhäuschen' nannten. Dort wohnte sie, ganz allein, und das war schon immer so.

Frage jemand, wo sie wohne, antworteten die Menschen nur: "Im Bürgerpark", denn ein anderes Haus gab es dort nicht.

Das Häuschen stand schon dort, als die Väter geboren wurden. Einige Großväter, die zu der Zeit selbst noch Kinder waren, mochten sich vielleicht noch daran erinnern, wie es einst gebaut wurde.

Damals war der alte Molkereibesitzer Schüttelmann noch Bürgermeister. Und weil die Menschen ihr Städtchen so lieb gewonnen hatten und stolz und glücklich waren, daß alles so gekommen war, hatte man im Stadtrat beschlossen, der Gouvernante ein Haus zu bauen.

Und wie die Zeitung des Städtchens darüber berichtete, waren sich die Menschen bald einig, daß der Bürgerpark dafür der rechte Ort sei. So stellte das Städtchen den Platz zur Verfügung und die Handwerksbetriebe die Handwerker und die große Fahrradfabrik übernahm die Kosten für das Material und das Möbelhaus stiftete die Einrichtung.

Wie es fertig war, wollte die Gouvernante dort aber nicht einziehen. Sie wollte lieber in ihrem Dachkämmerchen in Bratherings Haus bleiben. So blieb das Lindenhäuschen einige Zeit leer stehen.

Wie der alte Brathering aber gestorben war und seine Kinder, die in der Großstadt lebten, sich nicht weiter um das Haus kümmern wollten und das Dach schon brüchig war und die Ziegel den Regen nicht mehr zurückhalten konnten, mochten die Bürger des Städtchens das nicht mehr mit ansehen. Eines Tages, als man die Gouvernante außer Hauses wusste, kamen einige starke Männer mit einem Pferdegespann und brachten ihre Habseligkeiten in das Lindenhäuschen. Und die Tür zu Bratherings Haus nagelten sie zu und hängten ein großes Schild daran auf dem geschrieben stand:

Wegen Einsturzfahr ist das Betreten strengstens verboten !

So blieb ihr nichts anderes übrig, als ins Lindenhäuschen zu ziehen.

Anfangs war sie den Menschen im Städtchen deshalb recht böse und weil jeder das Geheimnis um die Männer, die das getan hatten, zu hüten wusste, sprach sie wochenlang mit niemandem und tat, als würde sie sie nicht sehen.

Doch als sie sich dort wohl zu fühlen begann, wollte der Gram nicht mehr bei ihr bleiben und man hatte gar den Eindruck, daß sie den Bürgern ein wenig dankbar dafür war.

Einmal im Jahr fand im Park das Bürgerfest statt. Dort wurden keine Reden gehalten oder für Bedürftige gesammelt oder gar Freude gegen Geld verkauft. Nein, das Bürgerfest war anders: Dort traf sich jeder mit jedem, ohne daß auch nur einer ausgeschlossen blieb. Alles war kostenlos, man sprach miteinander, spielte miteinander und tanzte miteinander.

Der Morgen galt den Alten, der Nachmittag den Kindern und der Abend den Erwachsenen. Und jeder blieb, solange er mochte. Natürlich wurde dort auch viel getrunken, doch niemals gab es Streit, nicht auf dem Bürgerfest, das war undenkbar.

So jedenfalls wollte es die Gouvernante. Man richtete sich her, zog seine besten Kleider an und ging gemeinsam dort hin. Den Bürgern war es wie ein Dankesfest. Ohne daß es eines Wortes bedurft hätte, dankte man einander, für ein wunderbares Jahr, welches man miteinander im Städtchen verbringen durfte. Es war, wie das Aufstellen einer Kerze, nur das es den Bürgern des Städtchens selbst galt. So zeigte man den Alten, daß ihr Erbe in guten Händen lag und den Kindern, wie sie es weiterzuführen hatten, wenn sie denn einst die Erben sein würden.

Der Höhepunkt des Festes aber war die Verleihung der Tapferkeitsmedaillen, die alljährlich an sieben Buben vergeben wurden, welche allein die Gouvernante bestimmte.

Die meisten Buben schämten sich ein wenig, wenn sie derart geehrt wurden. Und einige Mädchen, die schon etwas älter waren und wie all die anderen, dem Akt zuschauten, kicherten hin und wieder auch ein wenig.

Dennoch blieb es für jene Buben ein glücklicher Moment, wenn die Gouvernante ihnen höchst persönlich die Medaille, die sie stolz und aufrecht zu tragen pflegten, ans Jackett steckte.

Ansonsten hatte die Gouvernante nie einen Finger für das Fest gerührt, obwohl sie stets als die Gastgeberin galt und der stille Mittelpunkt des Tages war.

Nun war das mit der Gouvernante so eine heikle Sache. Niemand mochte ihr, wofür es gute Gründe gab, zu nahe treten. Sie noch einmal zu hintergehen, wie es damals bei dem Umzug war, hätte sich niemand getraut. Man wollte aber auch, daß es ihr gut ging. Und das wollten alle im Städtchen. Und damit sie nicht misstrauisch wurde, halfen die Kinder dabei.

Die Buben des nahen Schüttelmann Gymnasiums hielten den Park in Ordnung. Und weil dieser bis an ihr Haus reichte und somit öffentlicher Park wie auch ihr Garten war, brauchte sie sich um nichts zu kümmern.

So sagte man den Buben auch, daß sie das Häuschen im Auge behalten sollten. Und wenn es etwas zu richten gab, sprachen sie mit einem Handwerker, der sich alles anschaute und tat, was getan werden musste.

Sie durfte nur nicht merken, daß etwas ihretwegen geschah, oder daß man ihr gar helfen wollte. Das nämlich konnte sie überhaupt nicht gut leiden.

Wenn nach der Schule die Buben bei ihr vorbei schauten und fragten, ob es etwas zu erledigen gab, sah sie darin die gute Erziehung der Kinder. Und um sie nicht zu enttäuschen, fand sie immer irgend etwas, was sie ihnen auftragen konnte. Und wenn die Buben dann stolz von dannen zogen, schaute sie ihnen noch lächelnd hinterher und war glücklich, ihnen eine Freude bereitet zu haben.

So war sie wohl allein, aber niemals einsam. Und so war es schon als der Vater noch Kind war und der Großvater. Gemerkt hatte sie nie etwas davon, vielleicht aber auch doch, genau weiß das keiner.

Hin und wieder zogen auch Kinder der Mittelstufe mit Sammelbüchsen durch die Einkaufsstraßen des Städtchens und sammelten für die Rente der Gouvernante. Das mit dem Geld war bei ihr nämlich ein besonderes Problem. Damit hatte sie nichts im Sinn. So richtig problematisch wurde es aber erst, als sie aus dem Krankenhaus zurück kam. Was schon sehr, sehr lange her war.

Seit dem Tag wollte sie für ihre Dienste plötzlich kein Geld mehr nehmen und auch nichts anderes mehr. Warum das so war, wusste niemand.

Anfangs machten die Leute des Städtchens sich darüber noch lustig und hielten sie für ein wenig verrückt. Das ging aber schnell vorbei. Nämlich als sie merkten, daß sie auch nichts mehr bezahlen wollte.

So kam es damals in dem kleinen Städtchen zu nicht unerheblichen Tumulten, von denen heute, wo die Alten längst verstorben sind, freilich niemand mehr etwas weiß.

Weil die Gouvernante eigensinnig blieb und für kein gutes Wort zugänglich, richtete man ihr damals bei der Sparkasse ein heimliches Konto ein, von dem sie nie etwas gewusst hatte. Das hatte der alte Schüttelmann noch auf den Weg gebracht. Dort wurde alles Geld für sie eingezahlt, auch das, was die Kinder sammelten. Und auch alle Spenden. Und die Kaufleute sollten alles notieren, was für die Gouvernante bestimmt war und zum Ende des Monats alle Aufwendungen mit der Sparkasse abrechnen.

Anfangs war denen das überhaupt nicht recht, denn damals wollte niemand irgend jemandem Kredit gewähren und man wusste ja auch gar nicht, ob das Konto überhaupt alles abdecken würde. Doch gegen den alten Schüttelmann kam damals niemand an. Man musste es zähneknirschend hinnehmen.

Heute spricht keiner mehr davon. Es hatte auch nie irgendein Problem damit gegeben. Und wer später, was freilich kaum jemand getan hatte, in die Grundbücher des Städtchens geblättert oder sich im Handelsregister umgeschaut hätte, hätte sicherlich mit Verwunderung festgestellt, daß die Gouvernante, ohne selbst etwas davon gewusst zu haben, eine wohlhabende Frau gewesen ist. Denn ihr gehörte nicht nur das Waldschlößchen, sondern auch der Hauptanteil an der ehemaligen Schüttelmann Molkerei.

War sie nicht gerade in wichtigen Angelegenheiten unterwegs, konnte man sie häufig irgendwo im Park treffen. Dann war es anders als auf der Straße. Die Frauen gingen auf sie zu oder setzten sich zu ihr auf die Bank und sprachen mit ihr, mal kurz, mal lang, wie es die Situation gerade erforderte.

Manchmal sah man sie auch inmitten einer Horde fröhlicher Mädchen stehen, die ihr aufgeregt all die Neuigkeiten erzählten, die ihnen widerfahren waren. Manchmal setzten sie sich auch vor ihr ins Gras und lauschten den Geschichten, die sie vorlas.

Und manchmal erzählte sie ihnen auch irgend etwas und die Mädchen hingen mit den Blicken an ihren Lippen und staunten über das, was sie zu sagen wusste.

Es kam auch vor, daß die Frau oder Freundin eines Mannes die Gouvernante besuchte, um sich Rat zu holen oder etwas anderes mit ihr zu besprechen. Das blieb niemandem im Städtchen verborgen. Und wenn man dann den Mann traf und mitfühlend fragte: "Deine Frau ist bei der Gouvernante gewesen ?" und er dann stumm und gequält nickte, fühlte jeder mit ihm und versuchte ihn mit den Worten: "Kopf hoch, es wird schon werden ..." zu trösten und sprach nicht mehr darüber.

Dennoch scheuten auch die Männer sich nicht davor, wenn sie in einer wichtigen Angelegenheit selbst keinen Rat mehr wussten, heimlich zur Gouvernante zu gehen. Daran hatte auch niemand Anstoß genommen, denn selbst der alte, garstige Schüttelmann hatte es damals so gemacht und der Direktor der großen Fahrradfabrik und all die anderen auch. Wenn sie zu ihr gingen, wussten die Bürger im Städtchen, daß es wohl ein Problem gegeben hatte, von dem man nichts wusste, was aber bald behoben sein würde. Und das beruhigte die Bürger des kleinen Städtchens sehr.

Mitten im Bürgerpark stand noch ein großer Brunnen, welcher ein seltsames wie schönes Ding war. Er war recht groß und kreisrund und von einem Knie hohen aus Basaltsteinen gefertigten Mauerwerk umgeben, aus dem jedoch ein Stein fehlte. Oben auf der Mauer stand ein lebensgroßer, aus Bronze gegossener Lausbub von vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahren. Er hatte eine kurze Hose an und trug eine Schirmmütze. Sein rechter Arm war weit ausgestreckt und in der Hand hielt er den Stein, der in der Mauer fehlte. Es sah aus, als sei er im Begriff, den Stein weit weg zu schleudern ... irgendwohin.

Und gegenüber vom Jungen, ebenfalls auf der Mauer und ebenfalls in Bronze gegossen lag ein schönes Weidenstöckchen. Auf einer Bronzetafel standen die Worte:

Nichts ist so böse, wie es scheint.

Im Sommer tummelten sich die Kinder in ihren Badeanzügen im Wasser, daß es eine Lust war, ihnen zuzuschauen.

Der Brunnen ist viel später gebaut worden als das Lindenhäuschen; da war der Sohn vom alten Schüttelmann schon viele Jahre Bürgermeister gewesen.

Er selbst hatte damals die Idee mit dem Brunnen gehabt. Und wie er auch noch darauf bestand, alle Kosten selbst zu tragen, fanden alle, daß das eine gute Idee sei. Bis sie die Zeichnung von dem Künstler sahen, den der Bürgermeister eigens dafür beauftragt hatte.

Hermann Dudelbeck, welcher Apotheker und Mitglied des Stadtrates war, war entsetzt und meinte, man solle die alten Sachen doch ruhen lassen. So etwas würde niemandem dienen und nur Schaden anrichten.

Das meinten auch Friedel Fliegenköttel, der Direktor des Gymnasiums und Willi Wehlich, der Besitzer des Sägewerkes.

Andere wiederum wussten nicht, was so etwas sollte und wieder andere meinten, daß das ein schlechtes Beispiel für alle Buben sei. So kam es im Stadtrat zu einem Eklat.

Dann berichtete auch die Volkszeitung darüber. Besonders Heiner Moorbrand, der Chefredakteur, ließ nichts unversucht, dieses Vorhaben zu verhindern.

Dann meldeten sich auch noch die Frauen zu Wort. Warum stelle man dort keinen schönen Brunnen auf, fragten sie, einen, aus dem Wasser spritzt und so, ganz in weiß, mit Ornamenten und so, wie man es aus den Bildern vom Rokoko her kenne und so.

Auch der Bund aufrechter Frauen schaltete sich ein und veröffentlichte einen Artikel in der Volkszeitung. Sie meinten, daß dieser typische Ausdruck männlicher Gewalt die Frauen diskriminiere. Und man deutlich erkennen könne, daß der Brunnen eine Aufforderung sei, die Mädchen mit Steinen zu bewerfen. Sie wollten ein Mädchen auf dem Brunnen haben, ein starkes, modernes Mädchen, welches einen Jungen verprügelt.

Damit aber waren die Vertreter der Kirche nicht einverstanden. Es sollte ein Brunnen der Nächstenliebe sein, meinten sie, der gütige Heiland sollte dort stehen und den Menschen seine Hand entgegenstrecken. Und anstelle der Tafel könne man ja vielleicht einen kleinen Opferstock anbringen, indem die Menschen ihre Sünden ablegen könnten.

Dagegen aber wehrten sich die Sozialisten. So kam man auf keinen gemeinsamen Nenner. Der Bürgermeister aber wollte unbedingt **diesen** Brunnen haben.

Es war die Frau des Apothekers, die ihren Mann fragte, was denn die Gouvernante dazu meine.

"Sie hat den Brunnen doch direkt vor ihrem Haus", sagte sie. "Warum fragt ihr sie nicht?"

Das aber wollte Hermann Dudelbeck auf gar keinen Fall. Und wie seine Frau sagte: "Na gut, dann spreche ich eben mit ihr", wurde er kreidebleich und verbot es ihr strikt. Worüber sie sich sehr wunderte, weshalb sie darüber mit der Frau vom Sägewerk sprach und die wiederum mit der Frau vom Chefredakteur und die mit der Frau vom Direktor des Gymnasiums. Und weil sich die Frauen einig waren und gemeinsam zur Gouvernante gehen wollten, riefen die Männer eine geheime Notsitzung ein und diskutierten alles noch einmal und weil sie keinen Ausweg fanden und den Frauen zuvor kommen wollten, blieb ihnen nichts, als die Gouvernante noch am selben Abend aufzusuchen.

Die hörte sich alles an und sagte dann mit sanfter Stimme zum Bürgermeister: "Ich verstehe dich wohl, du bist ein guter Junge und dein Brunnen ist eine wunderbare Idee, und ich danke dir dafür."

Wonach der knallrot wurde und verschämt zur Seite schaute. Und den anderen sagte sie, daß sie sich keine Sorgen zu machen bräuchten, denn das Vergangene liege so weit entfernt, daß es keine Bedeutung mehr habe. Und wenn sie selbst das Gute im Brunnen sähen, würde ihnen eine schwere Last von der Seele fallen.

Nur den Spruch auf der Tafel, der ursprünglich ‚Der goldene Wurf ...‘ hieß, fand sie nicht gut. So machte sie den Vorschlag: ‚Nichts ist so böse, wie es scheint‘, was allen gefiel.

Und sie wollte nicht, daß der Brunnen so aufgestellt wurde, daß der Bube den Stein in Richtung ihres Hauses schleuderte, was alle gut verstehen konnten.

Also lasen die Bürger des Städtchens am nächsten Morgen in der Zeitung:

Gouvernante sagt 'Ja' zum Brunnen!

Womit die Diskussion beendet war.

Wie der Brunnen dann fertig war, waren alle glücklich und zufrieden und meinten, er sei gut gelungen ... bis auf den Bürgermeister.

Der hatte sich fürchterlich darüber aufgeregt, daß der Künstler irgendeinen Stein genommen hatte, um ihn dem Buben in die Hand zu legen. Alle waren der Meinung, daß das doch egal sei, daß Stein doch Stein sei.

Nein, das sah der Bürgermeister anders. Es sollte ein bestimmter Stein sein, nämlich der, den er seit vielen Jahren auf seinem Schreibtisch hatte, genau der, nur der und kein anderer.

So musste also der Künstler den alten Stein wieder entfernen und gegen den Stein des Bürgermeisters austauschen. Was völlig blödsinnig war, weil beide gleich aussahen.

Dann wurde endlich Einweihung gefeiert. Wie alle längst nach Hause gegangen waren, blieb der Bürgermeister mit der Gouvernante noch lange auf der Bank vor dem Brunnen sitzen.

Sie sprachen kein einziges Wort. Er hielt nur ihre Hand und war glücklich und zufrieden.

Etwas aber schien besonders den Alten im Städtchen am Brunnen merkwürdig zu sein. Oft standen sie davor und überlegten, was es wohl sei. Doch es wollte sich nicht zeigen. Bis einer lange auf das Gesicht des Lausbuben gestarrt hatte und leise sagte: "Der sieht doch genauso aus wie der große Molke, als er noch ein Bub war." Und so war es auch. Molke nannten sie früher den Bürgermeister, der ja eigentlich Schüttelmann hieß. Von dem Tag an hieß der Brunnen 'Molkebrunnen'.

Und im kleinen, beschaulichen Städtchen lief alles seinen gewohnten Gang, genau so, wie es immer war. Und die Menschen sagten: "Solange es die Gouvernante gibt, wird dem Städtchen nichts passieren."

Und das sagten schon die Uurgroßväter so.

Damals, als der alte Schüttelmann von der Molkerei noch Bürgermeister war, ging es dem Städtchen wirklich schlecht. Es war schmutzig und verkommen und auf der Straße lungerten Bettler und Diebe und Huren und es gab weder Arbeit noch genügend zu Essen.

Der alte Schüttelmann galt von jeher als ein launischer, verschlossener Mensch und ganz schlimm wurde es mit ihm, wie seine Frau zu trinken begann und eines Tages mit einem Soldaten verschwand und ihn mit den beiden Buben allein zurück ließ.

Und die Bürger des kleinen Städtchens lachten sich ins Fäustchen und sagten hämisch: "Das bricht dem das Genick. Der fängt auch noch das Saufen an und irgendwann, na, lange kann es nicht mehr dauern ... dann sind wir ihn los."

Zu der Zeit waren die Buben noch klein und die Leute munkelten, daß er wohl nicht mit ihnen fertig würde und sie kräftig prügeln würde, was wahrscheinlich auch so gewesen war. Doch Mitleid wollte niemand mit den Buben empfinden, dazu waren sie viel zu frech und verschlagen. Der ältere, den sie, weil er zur Molkerei gehörte, den großen Molke nannten, war, wie der Alte selbst, böseartig und jähzornig. Und der jüngere, den sie den kleinen Molke nannten, eiferte seinem großen Bruder in allem nach.

Schon bald war es so, daß niemand in dem Städtchen jemanden mehr hasste und fürchtete denn die Schüttelmanns. Der große Molke hatte einige andere Buben um sich gescharrt, die eine Bande gebildet hatten, die sich stolz 'Die Verfluchten' nannten. Irgendwo in den verfallenen Gebäuden der alten Ziegelei hatten sie ihr Hauptquartier eingerichtet. Sie waren laut und rücksichtslos und zeigten selbst älteren Menschen gegenüber keinen Respekt.

Das im Hause Schüttelmann die Frau fehlte, erkannten damals selbst Fremde, wenn sie die beiden Molkes sahen. In einem Erdloch hatte der große Molke einmal das vergessene Hemd eines Soldaten gefunden. Es war schwarz und groß. So groß, daß es ihm anfangs bis über die Knie reichte. Im Moorbach hatte er es notdürftig gereinigt und wie er es anprobiert hatte, mochte er es nie mehr ausziehen. Mit dem überflüssigen Stoff, füllte er seine ohnehin zu weite, reichlich abgewetzte Manchesterhose, die blau und grob war. Ein schwarzer Riemen, welcher früher einmal als Pferdehalfter gedient hatte, war fest um seine Taille gezurrt und hielt alles zusammen. Und daran befestigt war sein ganzer Stolz, das Zeichen seiner Macht, sein Zepter sozusagen, es war sein großes Fahrtenmesser. So schritt er dann aufrecht mit ernstem Blick in seinen braunen Halbschuhen, die notdürftig mit einem alten Faden an seinen Füßen befestigt waren, durch die Gegend. Und mit ihm die Bande, die sich 'Die Verfluchten' nannte.

Wer ihnen zu nahe kam oder nicht wollte wie sie, wurde übel schikaniert oder gar verprügelt. Sie schwänzten die Schule und man munkelte, daß sie gar stahlen. Und wie die Buben spürten, daß die Bürger des Städtchens sich vor ihnen zu fürchteten begannen, wurden sie immer verwegener und im großen Molke sahen sie ihren unbesiegbaren, aufrechten Führer und Helden. So daß es unter den Buben als eine besondere Ehre galt, zur Bande zu gehören.

Verwunderlich war, daß die meisten dieser Buben aus guten Häusern stammten. Deren Eltern waren darüber sehr unglücklich und versuchten zu Beginn, ihre Söhne mit Geduld und guten Worten vom bösen Molke fernzuhalten, was ihnen nicht gelang. Dann versuchten sie es mit Strenge und Schlägen. Doch auch das half nicht. Im Gegenteil: Je gespannter die Verhältnisse im Elternhaus wurden, desto enger rückte die Bande zusammen.

Natürlich wurde im Städtchen heimlich darüber gesprochen, daß es wohl das beste für die Kinder sei, wenn man die Molkes endlich in eine Erziehungsanstalt stecken würde. Doch laut mochte das niemand sagen. Viel zu sehr fürchteten sie den Zorn des alten Schüttelmanns, der nichts mehr hasste, als Kritik an sich oder seiner Familie. Selbst die Lehrer trauten sich nicht, ihn darüber aufzuklären, daß seine Buben die Schule schwänzten. Und obwohl deren Leistungen längst ungenügend waren, zog man es vor, sie stets in die höhere Klasse zu versetzen. Niemand wollte den alten Schüttelmann zum Feinde haben. So kam es auch, daß er jedes mal wieder mit großer Mehrheit zum Bürgermeister gewählt wurde.

Es war aber nicht so, daß er das schlechte Benehmen seiner Buben etwa billigte. Nein, er wünschte sich vielmehr, daß aus ihnen einmal richtige angesehene Herren würden, sehr gebildet und mit einer guten Erziehung und so, mit guten Frauen und braven Kindern und so.

Er nämlich, und das war damals wohl bekannt, entstammte einer ärmlichen Bergmannsfamilie und man munkelte damals, daß er nicht einmal die Hauptschule abgeschlossen haben soll. Schon als Kind hatte er bei den Bauern gearbeitet und irgendwann fing er dann auch das Handeln an.

Als er mit der Molkerei begann, hatten die Leute nur Spott und Hohn für ihn übrig. Er machte es ganz allein. Und sie wurde größer und größer, bis es die größte Firma der Stadt war. Und dann machte er Butter und Käse und belieferte die alte Ziegelei und selbst die Reichsbahn mit seinen Produkten.

Vor dem Kriege war sein Unternehmen ob seiner Zuverlässigkeit und der guten Qualität der Produkte sehr angesehen. Doch dann wurden die Zeiten schlechter und die Ziegelei ging in Konkurs, und dann passierte das noch mit seiner Frau, und wie die Qualität und Zuverlässigkeit nachließ, suchte auch die Reichsbahn bald einen anderen Lieferanten.

Den alten Schüttelmann hatte das Glück verlassen ... und dann zeigte sich auch noch, daß seine Buben nicht so wurden, wie er es gerne gehabt hätte ... das alles hatte ihn wohl gebrochen und weil er sich damit nicht abfinden wollte, wurde er zu dem, der er war.

Vielleicht hatte er die falsche Frau gewählt, vielleicht wusste er auch nicht so recht mit einer Familie umzugehen, vielleicht hatte er aber auch nur zu viel gearbeitet. Es ist müßig darüber zu spekulieren, warum er niemals glücklich und zufrieden gewesen war.

Ach, das ist auch alles schon so lange her, vielleicht sollte man es jetzt endlich ruhen lassen.

Damals jedenfalls, eines schönen Tages, stand sie mit ihrem Koffer auf dem Bahnhof. Das kleine, zierliche Mädchen mit den langen, blonden Zöpfchen, den strahlend blauen Augen und dem schmalen Mündchen, welches immer zu lächeln schien. Und schon damals trug sie dieses seltsame Kostüm, was zu der Zeit aber noch nicht außer Mode war.

Woher sie kam und was sie gerade in jenes Städtchen geführt hatte, wusste niemand. Später erzählte man sich, daß sie wohl aus England gekommen sei. Was aber Unsinn war, nur ein Gerücht, welches auf dummen Missverständnissen beruhte.

Niemand hatte sie je vorher gesehen, plötzlich stand sie da. Sie sei mit dem vier Uhr Zug gekommen, hieß es. Und wie sie da stand, sprach sie einen Buben an und fragte, welcher Weg zu Schüttelmanns führe. So jedenfalls erzählten es die Alten.

Wenn sie zusammen am Stammtisch saßen und von der Gouvernante sprachen oder wenn ein jüngerer hinzugekommen war und etwas über sie wissen wollte, erzählten sie, daß jener Bube der erste gewesen sei, der damals im Städtchen mit ihr gesprochen habe.

Wobei jeder darauf bestand, daß dieser Bube sein eigener Großvater gewesen sei, wozu jeder seine eigene Geschichte zu erzählen wusste, die sich derart unterschieden, daß es dabei oft zu Tumulten kam, wobei es sogar schon Verletzte gegeben haben soll.

Einigen konnten sich die Leute nie, wie es damals wirklich gewesen ist, nicht die Urgroßväter und nicht die Großväter und nicht die Väter und nicht die Kinder und auch nicht deren Kinder.

Zu Anfang gab es viele Gerüchte über sie in dem kleinen Städtchen, die aber allesamt nicht haltbar waren und mehr oder weniger schnell wieder verschwanden oder durch neue ersetzt wurden. Jedenfalls konnte oder mochte sich später niemand mehr daran erinnern.

Gleich zu Beginn erzählte man sich, daß sie wohl von einer Schmugglerbande angeheuert sei, was damals durchaus vorkam, und an den Schüttelmann heimlich irgendwelche verbotenen Sachen lieferte.

Der Bahnhofsvorsteher soll darin sogar verwickelt gewesen sein und ein junger, schüchterner Bube, der Heini Kowalsky hieß.

Man war darauf gekommen, weil sie damals so viele Koffer vom Bahnhof zum Schüttelmann schleppten und man sich nicht vorstellen konnte, woher ein so junges Mädchen mit so vielen Koffern reiste.

Dann gab es das Gerücht, daß sie den Heini Kowalsky verführt haben und den Jungen gar für seine Dienste bezahlt haben soll. So daß man der Meinung war, daß sie wohl ein verkommenes Luder sei, welches aus einem Erziehungsheim ausgebrochen sein musste.

Wie sie dann beim alten Schüttelmann wohnte, war man davon überzeugt, daß der Alte sich an dem Mädchen verging und sie nur deshalb in sein Haus geholt hatte. Und weil sie damals noch ziemlich jung an Jahren war, beharrten besonders die Frauen auf ihre Meinung, daß der alte Schüttelmann ein widerwärtiger Kinderschänder sei und meinten auch, daß man das als anständiger Bürger nicht hinnehmen dürfe und unbedingt etwas dagegen unternehmen müsse.

Nun blieben dem alten Schüttelmann die Gerüchte nicht gänzlich verborgen und weil er sich vielleicht schämte oder wer weiß warum, behauptete er irgendwann, daß sie eine entfernte Nichte seiner Frau sei, die er jetzt bei sich aufgenommen habe.

Dem gingen aber gleich die Sozialisten nach, die herausfanden, daß seine Frau niemals eine Nichte gehabt hatte. So gesellte sich zum Gerücht des Kinderschänders ein zweites, welches in Erwägung zog, daß sie vielleicht ein uneheliches Kind vom Schüttelmann sei, ein Bastard also, welchen er über die Jahre zu verheimlichen wusste.

So war die Meinung in dem Städtchen bald gespalten und es gab viel zu diskutieren, wobei freilich nichts Gutes war.

Bewiesen wurde nichts von alledem. Nun ist das aber mit den Gerüchten so eine Sache: Auch wenn sie nicht zu beweisen sind, so gibt es doch auch viele, die nicht zu widerlegen sind.

Die Schmuggelgeschichte zum Beispiel oder das mit dem Heini Kowalsky ist blanker Unsinn. Das kann eindeutig widerlegt werden.

Ob der alte Schüttelmann aber jemals an dem Kind herumgefummelt hatte, kann niemand mit Bestimmtheit sagen. Es war schon ein Leckerchen, damals, und zuzutrauen wäre es wohl jedem. Das hatten wohl auch die Frauen damals so gesehen und auch viele Männer, besonders die, die sich das wohl gut vorstellen konnten.

Dennoch ist das sehr unwahrscheinlich. Man mag ja über den alten Schüttelmann denken wie man will, doch so einer war er nicht, irgendwie nicht, und außerdem würde das auch nicht zu dem passen, was danach alles so geschah. Das passt einfach nicht zusammen.

Und das mit dem unehelichen Kind ist noch unglaublicher: Sie hatte wunderschönes, feines, blondes Haar und strahlend blaue Augen und war klein und schwächig; der alte Schüttelmann dagegen war groß und stark und robust und hatte pechschwarze Haare und braune Augen. Und außerdem würde das auch dem widersprechen, wie es damals wirklich war, als sie ankam. Das war nämlich ganz anders:

Als sie damals kam, kam sie nicht mit dem vier Uhr Zug, sondern schon mit dem zwei Uhr dreißig Zug. Und sie hat auch keinen Buben nach dem Weg gefragt. Das war nämlich so:

Damals, als sie mit ihrem Koffer auf dem Bahnsteig stand, hatte Heini Kowalsky, der damals noch ein Knabe war, gerade Dienst. Heini wäre auch gerne Mitglied bei den Verfluchten gewesen, weil seine Familie aber so arm war, daß er am Bahnhof arbeiten musste, um zum Lebensunterhalt beizutragen, hatten die anderen ihn nicht so recht haben wollen.

Also, sie stand da, das kleine, zierliche Mädchen mit den langen, blonden Zöpfchen, den strahlend blauen Augen und dem schmalen Mündchen, welches immer zu lächeln schien, und Heini wurde ganz aufgeregt, weil er sie vom ersten Moment an so gerne mochte.

Und plötzlich stürzte er auf das Mädchen zu und packte ihren Koffer. Ihre Reaktion war für sie eigentlich nicht typisch. Was in ihr vorging, vermag niemand so recht zu sagen.

Zu erklären ist es wohl nur damit, daß zu der Zeit viel Gesindel herumlungerte, welches es darauf abgesehen hatte, jungen Mädchen oder älteren Frauen in einem unbedachten Moment um Hab und Gut zu bringen. Das würde auch ihre Reaktion erklären.

Wie dem auch sei: Sie jedenfalls blickte Heini erschreckt an und zischte böse: "Finger weg von meinem Koffer!"

So war es damals, das waren ihre ersten Worte. Und Heini Kowalsky war der erste, mit dem sie im Städtchen je gesprochen hatte.

Und der ließ sofort ihren Koffer fallen und schlich verwirrt und kreidebleich von dannen, wobei er direkt mit dem Bahnhofsvorsteher zusammenstieß.

Der bekam einen fürchterlichen Schreck, drehte sich erobst um und versetzte ihm mit den Worten, er solle gefälligst seine Augen aufsperrn, eine schallende Ohrfeige. Was sie mit angesehen hatte.

Vielleicht tat er ihr ein wenig leid ... oder auch nicht ... jedenfalls vernahm der Heini plötzlich eine zarte Stimme, die da sagte: "Kann mir-jemand mit dem Koffer helfen?"

Und wie er sich umdrehte, war sie es. Und wie er nicht wusste, wie er sich verhalten sollte, kam der Bahnhofsvorsteher, der diese Worte ebenfalls vernommen hatte, auf ihn zu und schrie ihn an: "Bist du taub?"

Und weil Heini ihn so blöd anschaute, versetzte der ihm noch eine Ohrfeige und trieb ihn an, dem jungen Fräulein endlich behilflich zu sein. Also stolperte Heini wieder hin zu ihr und berührte unsicher ihren Koffer. Und weil sie nur sagte: "Zu Schüttelmanns bitte..." fiel ihm ein Stein vom Herzen und er nahm den Koffer und beide zogen los ... über den Bahnhofsvorplatz ... die Hauptstraße entlang ... links am Heldenplatz vorbei ... durch die Unterführung ... und dann die lange Akazienallee hinunter.

Und die Menschen im kleinen Städtchen blieben stehen und beobachteten die beiden und wunderten sich, was dieses fremde Mädchen wohl im Städtchen zu suchen hatte.

Es war recht heiß an jenem Tag, und sie schien es eilig zu haben, und Heini war krebsrot vor Anstrengung, der Schweiß lief ihm am Rücken herunter. So kamen sie zu Schüttelmanns Haus.

"Ich danke dir", sagte sie freundlich, "du kannst ihn hier abstellen."

Und wie er die Hand aufhielt, um seinen gerechten Lohn zu empfangen, schien sie das gar nicht zu bemerken.

"Mein Lohn ...", stotterte Heini.

Sie blickte ihn ungläubig an: "Für einen Kavalier sollte es eine Ehre sein, einem Fräulein behilflich zu sein. Und du willst, daß ich dich dafür auch noch bezahle? - Pfui, schäme dich!"

Als sie den Koffer nehmen wollte, nahm er allen Mut zusammen und erwiderte stotternd: "... erst m.müssen sie mich bezahlen!"

Sie glaubte ihren Ohren nicht zu trauen und sah ihn vorwurfsvoll an: "Na gut, wenn du so einer bist, war alles wohl ein Irrtum. Dann hast du nur so getan, als seist du ein Kavalier, doch bist in Wirklichkeit nur ein Betrüger."

"Nein, nein, nein", protestierte Heini, "ich bin ein Gepäckträger ..."

"Ein Gepäckträger? - Das hättest du auch eher sagen können", erwiderte sie ärgerlich.

Jedenfalls konnten sich die beiden nicht einigen. Und wie es ihr peinlich wurde, mit ihm derart zu reden, sagte sie plötzlich ruhig und gelassen: "Also gut mein Herr, wenn sie kein Kavalier sind, möchte ich gerne auf ihre Dienste verzichten. Dann nehmen sie den Koffer wieder mit zurück."

Und bevor Heini noch etwas erwidern konnte, war sie schon durch das Gartentor verschwunden.

Den Koffer einfach dort stehen zu lassen, traute er sich nicht. Das sah er auch nicht ein, wo sie ihm doch seinen Lohn für die Plackerei vorenthalten hatte. Hinterher laufen wollte er ihr aber auch nicht. Also nahm er den Koffer wieder mit und schleppte ihn den gleichen Weg zurück zum Bahnhof.

Worüber die Menschen in dem kleinen Städtchen, denen nicht verborgen geblieben war, daß er doch eben erst einen Koffer in entgegengesetzter Richtung geschleppt hatte, verwundert waren.

Nun wurde es ein wenig kompliziert, weil zwei örtlich getrennte Begebenheiten sich zeitgleich ereigneten:

Während also der Heini mit dem Koffer wieder auf dem Weg zum Bahnhof war, klopfte das Mädchen an Schüttelmanns Tür. Der Alte öffnete und schaute ungläubig auf sie hinab.

"Was willst du hier?" fragte er missmutig.

"Ich komme auf ihre Annonce", erwiderte sie höflich.

"Was für 'ne Annonce?"

"Diese hier", sagte sie und zeigte dem Alten stolz die Annonce, in welcher er eine Hausangestellte für die Haushaltsführung suchte.

"Und was hast du damit zu tun?" fragte er sie verwundert.

"Hier bin ich", antwortete sie mit strahlenden Augen.

Er winkte Kopf schüttelnd ab: "Blödsinn, das hier ist kein Kindergarten."

"Ein wenig sauber zu machen und Essen zu kochen wird ja wohl nicht so schwierig sein", erwiderte sie etwas aufmüpfig, "und ..."

"Höre Kindchen", unterbrach er sie, "ich habe genug Probleme am Hals. Nun sei ein braves Mädchen und verschwinde wieder dahin, wo du hergekommen bist."

Einen solchen Empfang hatte sie nicht erwartet, weshalb sie böse wurde und sagte: "Erstens bin ich kein Mädchen mehr, sondern schon ein Fräulein, und außerdem kann ich auch nirgends mehr zurück. Ihretwegen bin ich den ganzen Tag gereist. Und wenn sie ein junges Fräulein einfach so stehen lassen, nicht einmal herein bitten, dann ist das nicht nur sehr unfreundlich, sondern rüpelhaft!"

So etwas hatte noch niemand zum Schüttelmann gesagt, weshalb auch er sich erregte und zu schnauzen begann: "Nun mach hier mal nicht so einen Zirkus. Ich habe dich nicht gerufen. Stehst einfach so vor meiner Tür, hast nicht mal einen Koffer dabei. Wer weiß, was du für ein Früchtchen bist. Nun verschwinde endlich und lass mich in Frieden."

Und bevor sie noch etwas erwidern konnte, hatte er die Tür zugeknallt und sie verduzt stehen lassen. Also klopfte sie noch einmal.

Er riss die Tür auf: "Kannst du nicht hören? Hau ab!"

"Sie sind ein Flegel", schimpfte sie mit zarter, heller Stimme, "ich verbiete ihnen, mich zu duzen!"

Der alte Schüttelmann starrte sie an, holte Luft, weil er wohl noch etwas sagen wollte - tat es dann aber doch nicht - klopfte statt dessen mehrere Male mit dem Zeigefinger an seine Stirn - wollte wieder etwas sagen und tat es wieder nicht. Dann drehte er sich plötzlich um, winkte ab und schlug ihr die Türe vor der Nase zu.

Und sie setzte sich hilflos und wütend auf die Eingangstreppe.

In der Zwischenzeit war Heini keuchend mit dem Koffer auf dem Bahnhof eingetroffen. Und wie der Vorsteher ihn verdutzt anblickte, erklärte Heini ihm, daß sie nicht zahlen wollte. Und wie Heini ihm auch noch sagte, daß sie zum Schüttelmann gehöre, wurde der Vorsteher erst weiß vor Schreck, weil er sich mit dem Schüttelmann nämlich nicht anlegen wollte und dann rot vor Zorn, weil Heini ihm das alles eingebrockt hatte. Wofür er ihm eine dritte Ohrfeige verabreichte und ihm befahl, sofort den Koffer wider nach Schüttelmanns zu bringen und sich artig bei dem Fräulein für sein dummes Verhalten zu entschuldigen.

Irgendwie aber dachte der Vorsteher, daß das noch nicht genug sei, weshalb er dem Heini noch hinterher rief, er solle dem Fräulein noch sagen, daß sie stets auf seine, nämlich dem Heini seine, Hilfe vertrauen könne. Und weil ihm das immer noch nicht ausreichend schien, sagte er noch, daß Heini ihr sagen soll, daß wenn sie mit ihm, dem Heini nämlich, unzufrieden sei, sie sich getrost an ihn, den Vorsteher nämlich, wenden solle, der ihm, dem Heini nämlich, dann kräftig den Hintern verhauen würde.

So schleppte der Heini Kowalsky den Koffer ein drittes mal durch die Hitze. Die Worte des Vorstehers schwirrten ihm kreuz und quer durch den Kopf. Es war ihm alles schrecklich peinlich und wütend war er auch, und überlegte in einem fort, wie er das alles dem Mädchen sagen sollte.

Und wie er Gedanken versunken, um das Gartentor bog, das zu Schüttelmanns Hof führte, stieß er mit dem Mädchen zusammen, welches kurz vorher aufgestanden war, um sich um ihren Koffer zu kümmern.

Beide erschrakten sich und Heini war fix und fertig und stammelte aufgeregt: "Ich ... also ... ich soll ihnen noch sagen, d. daß dem Herrn Vorsteher sein dummes Verhalten peinlich ist und er sich bei ihnen entschuldigen soll."

Sie blickte ihn verwirrt an.

Heini nickte: "... und wenn sie mit mir noch einmal unzufrieden sind, sollen sie mir den Hintern verhauen ..."

"Ich soll dir den Hintern verhauen?", fragte sie ihn zweifelnd.

Heini nickte: "Hat der Vorsteher gesagt ..."

"Ich soll deine Mami spielen?"

Heini zuckte mit den Schultern.

Als sie bemerkte, daß er wieder ihren Koffer dabei hatte. Was sie sehr ärgerlich machte, weil sie ihm doch gesagt hatte, daß er den Koffer wieder zurück zum Bahnhof bringen sollte.

Und weil er nicht wusste, wie er ihr das nun alles erklären sollte und nur doof vor ihr stand und sie wegen dem alten Schüttelmann noch zornig war und auch nicht wusste, wo sie nun hin sollte und sich deshalb wohl Sorgen machte, sagte sie nur: "Meinetwegen ... komm ...", und ging schnellen Schrittes los.

Heini fragt noch: "Wohin?"

"Zum Bahnhof", antwortete sie.

Wonach er völlig verwirrt mit dem Koffer in der Hand hinter ihr her stolperte.

Und die Menschen schauten den beiden ungläubig nach und dachten bei sich: "Sind die nicht gerade erst hier vorbei gekommen? – Was mag wohl in all den Koffern sein?"

Und wie Heini das zierliche Mädchen vor sich her gehen sah und bemerkte, wie die Menschen ungläubig die beiden beobachteten, bezog er das auf sich, dachte, die würden sich wundern, weil so ein großer, kräftiger Junge wie er, eine so kleine, hübsche Mami hatte, was ihn maßlos beschämte.

Wie der Vorsteher die beiden kommen sah, verstand der gar nichts mehr. Und wie sie ihm auch noch sagte, daß der Herr Schüttelmann sie nicht aufnehmen wollte, weil sie keinen Koffer dabei gehabt hatte, verabreichte der Vorsteher dem Heini eine weitere kräftige Ohrfeige und sagte rüde: "Nun siehst du, was du damit angerichtet hast!"

Jedenfalls fühlte er sich, kraft seines Amtes, für die Angelegenheit verantwortlich und erklärte sie zur Chefsache. So sehr sie sich auch dagegen wehrte, hatte er sich vorgenommen, das alles höchst persönlich beim Herrn Schüttelmann aufzuklären und sich für den dummen Jungen zu entschuldigen.

Und weil er das für eine Ehrensache hielt, ließ er sich auf nichts mehr ein und wies den Jungen an, den Koffer vom Fräulein zu nehmen. So gingen die drei los ... über den Bahnhofsvorplatz ... die Hauptstraße entlang ... links am Heldenplatz vorbei ... durch die Unterführung ... und dann die lange Akazienallee hinunter ... bis zum Schüttelmann.

Und die Menschen dachten: "Seht nur, der Bahnhofsvorsteher ist auch in der Sache verwickelt ..."

Wie der alte Schüttelmann auf Klopfen des Vorstehers die Türe öffnete, war er noch am Kauen und hatte noch einen Krümel am Mund und ein abgebissenes Butterbrot in der Hand. Es war mittlerweile nämlich Abendbrotzeit geworden.

Dem Vorsteher war das alles sehr, sehr peinlich und er entschuldigte sich tausendmal für den Buben und daß er sich nicht gleich selbst darum gekümmert habe, was aber nicht ging, weil er noch auf seinen Schwager warten musste, der ihm vom Markt noch frischen Salat besorgen wollte, weil dieser dort nämlich besonders gut und billig sei und süß-sauer zubereitet mit etwas Dill darauf so vorzüglich schmecken würde, was er dem Herrn Schüttelmann einmal empfehlen wolle, selbst zu probieren.

Außerdem, so fügte der Bahnhofsvorsteher hinzu, hätte sein Schwager noch Gurken mitgebracht, die eigentlich für seine Schwester sein sollten, weil die aber so gut waren, hatte er auch einige davon bekommen und würde dem Herrn Schüttelmann auch welche davon abgeben ... ganz bestimmt ... weil es eine Ehre für ihn sei ... und das arme Fräulein sei doch an allem schuldlos ... wenn dieser dumme Junge nicht ... und überhaupt ... wo soll das Fräulein denn jetzt hin ... man könne es doch nicht so einfach auf der Straße sitzen lassen ... und der Junge würde noch heute vorbeikommen, um ihm die Gurken zu bringen.

Der alte Schüttelmann kaute und kaute und verstand gar nichts. Und weil das Fräulein unentwegt, mit großen staunenden Augen auf seinen Krümel am Mund starrte, wo mittlerweile noch etwas Sabber hinzu gekommen war, und er es so empfand, als würde sie ihn flehend anschauen und er sie wohl irgendwie plötzlich gerne leiden mochte, sagte er nur: "Meinetwegen ..." und ging hinein.

Und wie sie ihm mit klopfendem Herzen und voller Glück folgte, murmelte er noch: "Aber morgen, bist du wieder verschwunden!"

Am Morgen war sie früh aufgestanden, hatte die Küche in Ordnung gebracht und ein wunderbares Frühstück bereitet. Und weil sie zum Nachmittag zum Bahnhof gehen wollte, um sich nach den Zügen zu erkundigen und ihm sagte, daß noch so allerhand in der Küche fehlen würde und sie auf ihrem Weg ja noch Einkäufe machen könne, was dem Schüttelmann nicht unangenehm war, ließ er sie gewähren.

Irgendwie schien sie glücklich, als sie auf dem Weg zum Bahnhof war.

Sie brach aus einer Hecke ein Stöckchen ab und während sie nachdenklich einher schritt, pflückte sie Schritt für Schritt die Blätter vom Stöckchen, wie man es mit Blümchen tut, wenn man, 'er liebt mich ... er liebt mich nicht ...' spielt.

Als der Vorsteher laut: "Heini !!! ... sofort herkommen ...", rief und Heini das Fräulein lächelnd mit dem Stöckchen in der Hand bei ihm stehen sah, wurden ihm die Knie weich und die Luft zum Atmen knapp.

"So, mein Fräulein, hier haben sie den Lausbub", sagte der Vorsteher lachend.

Und zum Heini sagte er noch sehr ernst und eindringlich: "Über dich will ich keine Klagen mehr hören. – Du wirst tun, was das Fräulein dir sagt! – Hast du verstanden?"

Heini nickte verschämt .

"Na, dann komm mal mit", sagte sie und Heini takelte wie ein armer Sünder hinter ihr her.

Nun war es so, daß sich zu der Zeit auch einige Buben aus der Bande, die sich die Verfluchten nannten, auf dem Bahnhof herumgetrieben hatten. Und wie die das fremde Fräulein beim Vorsteher erblickten und sahen, wie Heini dazu gerufen wurde und wie der sich vor den beiden aufführte, begannen sie, das Treiben neugierig zu beobachten.

Und wie das Fräulein wegging und Heini ihr mit knallrotem Kopf folgte, schlichen auch sie hinterher.

Sie bogen um die Ecke des Wärterhäuschens, wo die großen leeren Gepäckwagen standen, wo die Buben sich einen Platz suchten, von dem sie alles unbemerkt verfolgen konnten.

"So", sagte sie plötzlich, "daß wir zwei noch etwas zu klären haben, weißt du ja."

Sie stand lächelnd mit dem Stöckchen in der Hand vor ihm. Heini war kreidebleich geworden, blickte zitternd zur leeren Ladefläche der Gepäckwagen und nahm an, sie würde erwarten, daß er sich dort hinüber legt, um ihr für die schmerzliche Prozedur seinen Po anzubieten.

Zu der Zeit war es noch Brauch, daß Buben zum Zwecke ihrer Züchtigung ihre Hosen herunterlassen mussten. Was einem rechten Buben vor einem jungen Fräulein schon peinlich genug war.

"Muss das hier sein", fragte er das Fräulein demütig, "wo es alle sehen können?"

"Warum denn nicht?", erwiderte sie kopfschüttelnd.

Und wie er, in der Absicht sich seiner schützenden Hosen zu entledigen, mit zitternden Händen an den Trägern herumnestelte, kramte sie, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, in ihrem Handtäschchen herum, holte ihre Geldbörse heraus, entnahm ihr ein Geldstück, reichte es dem Heini und sagte lächelnd: "Das ist für dich, Herr Gepäckträger ..."

Und weil Heini nicht wusste, was das sollte und sie nur blöd anschaute, sagte sie noch: "Du hast es dir redlich verdient ... nun nimm schon ..."

Und wie er es verdattert danach griff, rutschte ihm auch noch die Hose herunter, die er längst von den Trägern gelöst hatte.

Erschreckt hielt er sie fest und fragte das Fräulein noch, ob das schon alles gewesen sei.

Worauf sie erstaunt antwortete: "Reicht dir das nicht?"

"Doch, doch", stotterte er aufgeregt, packte seine Hosen mit festem Griff und lief ganz schnell davon, blieb nach einigen Metern kurz stehen, wandte sich um und rief ihr erleichtert zu: "Danke liebes Fräulein ... danke schön ..."

Zwischenzeitlich hatten die Buben sich in dem alten Schuppen versteckt, beobachteten die beiden durch ein Fenster und hatten eben noch mitbekommen, wie sie ihm das Geld gab und er, der Heini, seine heruntergelassenen Hosen hastig wieder hoch zog. Woraus die Buben Schlüsse zogen, die aus ihrer Sicht wohl unmissverständlich waren, doch mit den tatsächlichen Begebenheiten rein gar nichts zu tun hatten.

Wie der alte Schüttelmann am Abend nach Hause kam, erkannte er sein Heim nicht wieder. Es war alles sauber und geordnet, aus der Küche empfing ihn ein leckerer Bratenduft.

Er stutzte, wusste nicht, was er sagen sollte. Wie er sich zu Tisch setzte, sie seine Hände sah, schüttelte sie erschreckt den Kopf und sagte, daß er erst sein Hände waschen müsse. Was ihn derart überraschte, daß er sich irritiert erhob und in die Badestube schlich.

Als er zurück kam, nickte sie ihm lächelnd zu und stellte das Essen auf den Tisch.

Er mochte es nicht glauben: Es gab eine Suppe vorweg, ein Hauptgericht danach und zum Nachttisch sogar noch rote Grütze.

Rote Grütze hatte der Schüttelmann schon als Knabe gerne gemocht. Das er das noch einmal erleben durfte, hätte er nie zu denken gewagt. Das hatte er dem Mädchen nicht zugetraut.

Nach dem Essen blieb er, wie er es immer tat, am Küchentisch sitzen und nahm die Volkszeitung zur Hand. Während er mürrisch, wie er es immer tat, in die Zeitung starrte, räumte sie den Tisch ab und machte den Abwasch.

Sie sprachen kein Wort miteinander. Er starrte in seine Zeitung und grübelte ... vermochte aber keinen klaren Gedanken zu fassen.

Hatte er eben einen Satz gelesen und war am Ende angelangt, hatte er den Anfang schon wieder vergessen. Und dann ertappte er sich dabei, wie er minutenlang auf ein Wort starrte und nicht einmal wusste, welches es war. Es war alles so anders. Er fühlte sich gleichsam wohl, wie unwohl. Was hatte das alles zu bedeuten? Was ging hier vor?

Er hatte nicht einmal bemerkt, daß sie längst fertig und hinausgegangen war. Und wie sie mit dem Koffer in der Hand durch die Küche in Richtung Ausgang schlich und höflich: "Auf Wiedersehen" sagte, murmelte er nur mürrisch, ohne seinen Blick von der Zeitung zu nehmen: "Meinetwegen kannst du bleiben."

Wonach sie, ohne zu zögern, kehrte machte und ganz schnell in ihrem Zimmer verschwand.

Am nächsten Tag wusste das ganze Städtchen, daß dieses fremde Fräulein beim alten Schüttelmann wohnte und man machte sich darüber Gedanken, was dieser miese Tattergreis wohl so alles mit dem Mädchen dort anstellen würde. So entstand das Gerücht vom Kinderschänder. Aber es passierte damals noch etwas:

Die Buben von der Bande, die sich die Verfluchten nannten, wollten nämlich unbedingt vom Heini noch ganz genau wissen, was er mit dem Mädchen hinter dem Wärterhäuschen getrieben hatte. Weshalb sie ihm auflauerten, um es von ihm zu erfahren.

Aber Heini war die Sache viel zu peinlich, um auch nur ein Wort darüber an die Buben zu verlieren. Die aber ließen nicht locker.

Wie sie die Erwachsenen so reden hörten, was das fremde Fräulein für ein verdorbenes Früchtchen sei und so, daß sie es wohl mit dem alten Schüttelmann trieb und so, und daß sie wohl kriminell sei und wahrscheinlich ... oder ganz bestimmt ... weil es ja nicht anders sein konnte ... aus einer Erziehungsanstalt ausgebrochen sei, hatten die Buben sich ein gewisses Bild von dem Mädchen gemacht.

Und wie sie nun sahen, wie peinlich dem Heini das alles war, und wie er sich schämte und nicht mit der Wahrheit rausrücken wollte, sagte einer, der Willi Wehlich nämlich, was der Sohn vom Sägewerk war, zu ihm: "Gib's zu, du hast es mit ihr getrieben. Wir haben alles gesehen, uns kannst'e es doch sagen ... hähä ... ist die wirklich so scharf, wie alle sagen?"

Heini zuckte nur mit den Schultern, wonach es mucksmäuschenstill wurde und die Buben starrten ihn voller Neid und Bewunderung an.

"War es gut?" wollte Hermann Dudelbeck, der Sohn vom Apotheker, vom Heini wissen.

"Und warum hat die dir dafür Geld gegeben?", fragte Friedel Fliegenköttel, der Sohn vom Lehrer.

Heini zuckte mit den Schultern.

"Bestimmt weil du die so gut gebügelt hast ... hähä ..." sagte Heiner Moorbrand, der Sohn vom Sozialisten, so, als würde er sich recht gut in diesen Dingen auskennen.

Und weil Heini nichts darauf erwiderte, klopfen die Jungs ihm auf die Schultern und sagten: "Du bist schon ein Pfundskerl ... hähä ... du passt zu uns ... hähä ... du gehörst jetzt zu uns ..."

Worüber der Heini sich sehr freute.

Von da an legte jeder größten Wert darauf, daß Heini Kowalsky sein bester Freund war und schlich heimlich zum Heini, zog ihn am Ärmel dicht zu sich heran und flüsterte in sein Ohr: "Kannst'e sie nicht mal fragen, ob ich nicht auch mal ... du weißt schon ... ich mach's ihr auch umsonst ..."

Und weil Heini nicht wusste, was er darauf erwidern sollte, zuckte er wieder nur mit den Schultern, was den Buben Hoffnung gab.

Genau so ist es damals gewesen, als sie ankam, so, und nicht anders. Alles andere ist Blödsinn.

Seit das Mädchen im Hause war, hatte sich bei den Schüttelmännern viel verändert. Eigentlich war alles so, wie der alte Schüttelmann es immer haben wollte. Doch glücklich war er nicht.

Zwar war der Haushalt tip top in Ordnung und das Essen war vorzüglich und stand immer pünktlich auf dem Tisch und so ... und der alte Schüttelmann musste sich auch um nichts mehr kümmern und konnte sich ganz seiner Arbeit widmen. Das war schon gut. Und die Schüttelmänner liefen auch nicht mehr herum wie die Schweine, sondern waren sauber und adrett gekleidet. Das stimmt schon. So gesehen, war alles gut.

Doch das blieb auch den Menschen im Städtchen nicht verborgen, und es dauerte nicht lange, da begannen die Frauen darüber zu sprechen, daß das kleine Luder wohl die Herrschaft in dem Haus übernommen und es nur auf das Geld vom Alten abgesehen habe.

Und den Männern, die sich bei dem Gedanken, was der Alte so alles mit dem hübschen Fräulein trieb, eines aufrechten Neides nicht erwehren konnten, kam diese Meinung gerade recht.

So sprachen sie im Wirtshaus darüber, daß der alte Schüttelmann unterm Pantoffel stehe und die Kleine mit ihm machen könne, was sie wolle. Und sie lachten köstlich über den Trottel und waren sich einig, daß ihnen so was bestimmt nicht passieren könne.

Und wenn der alte Schüttelmann einmal mit einer neuen Hose oder einem neuen Hemd zur Stadtratssitzung erschien, stießen sich die Räte an und kicherten heimlich. Was dem alten Schüttelmann nicht recht war.

Noch schlimmer erging es den Buben. Natürlich war der Bande, die sich die Verfluchten nannten, nicht entgangen, daß die beiden Molkes jetzt immer pünktlich zum Essen zu Hause sein mussten.

Früher zum Beispiel, wenn der Alte aus dem Hause war, konnten die Molkes herumstromern, wo sie wollten. Manchmal haben sie die andern Buben, die nicht so frei waren, deshalb auch gehänselt und beschimpft und sie Feiglinge genannt. Jetzt aber war eine im Haus, die sie überprüfen und verpetzen konnte. Wogegen die beiden sich anfangs natürlich sehr gewehrt hatten.

Wenn aber der alte Schüttelmann am Abend das Mädchen fragte, ob die beiden Buben brav ihre Hausarbeit gemacht hätten, sie dann nur ehrlich und aufrichtig die Schultern zuckte und erwiderte, daß sie die beiden den ganzen Nachmittag nicht gesehen habe, und wenn er dann fragte, wo die sich herumgetrieben hätten und sie auch diese Frage nicht beantworten konnte, setzte es Dresche.

Es stank den beiden Molkes sehr, daß die jetzt im Hause das Sagen hatte und sie machen mussten, was die sagte. Noch schlimmer aber war, daß die beiden vom Alten in ihrer Anwesenheit verdroschen wurden und niemand etwas daran auszusetzen hatte, als sei es völlig normal, daß die sich daran auf Kosten der Buben ergötzen durfte, meinten die Buben.

Ähnlich erging es auch dem Alten. Anfangs hatte er ja noch alles brav mitgemacht. Vielleicht wollte er ihr gefallen, wer weiß das schon. Irgendwann aber kam er sich albern dabei vor, wozu das Gerede in der Stadt sicherlich beigetragen hatte.

Es ging schon mit dem Hände waschen los, worauf sie großen Wert legte. Der alte Schüttelmann war, wohl auch aufgrund seines würdevollen Amtes, keiner, der sich gerne wie ein kleiner Bub zum Hände waschen schicken lassen mochte.

Eine Zeitlang mag er sich noch unschlüssig gewesen sein, was ihm wertvoller erschien: Seine Mannesehre oder ihre Zuneigung. Als die Leute aber über ihn zu lachen begannen, glaubte er wohl, sich für seine Ehre entscheiden zu müssen.

Das aber ist reine Spekulation, genau wissen kann es keiner.

Jedenfalls beschloss er eines Abends, die Angelegenheit zu klären und ihr zu demonstrieren, wer Herr im Hause Schüttelmann sei. Wofür er sich, schmutzig wie er war, zu den Buben an den Tisch setzte und mit den Fingern ungeduldig auf die Tischplatte klopfte, um ihr zu signalisieren, daß er fertig für das Abendmahl sei und sie nun servieren könne. Also stellte sie das Essen auf den Tisch, blickte ihn missmutig an und verschwand.

Zufrieden grinsend griff er nach dem Brot, mampfte genüsslich, bis er picke packe voll war, rülpste sogar noch und nickte den Buben dabei zu, als wollte er sagen: Seht ihr, so wird das ab jetzt gemacht.

Die Buben lachten ihn glücklich an und waren stolz auf ihren Vater. Endlich sollte es wieder werden, wie es einmal war, endlich hatte er ihr gezeigt, daß Männer sich von Weibern nichts sagen lassen.

Wie er dann seine Zeitung las und sie den Abwasch bereitete und beide allein waren, bemerkte er so beiläufig: "Hattest du heute keinen Hunger?"

"Ich zog es vor, auf meinem Zimmer zu speisen", erwiderte sie, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen.

"Warum hast du nicht mit uns gegessen? Waren wir dir nicht fein genug?", stichelte er.

Sie blickte ihn böse an. Wenn es ihr gelüste, wie die Schweine zu speisen, würde sie einen Trog bevorzugen, erwiderte sie abweisend.

Der alte Schüttelmann schaute über seine Zeitung hinweg und donnerte ärgerlich los: "Das reicht! In meinem Haus nennt mich keiner ein Schwein. Du hast hier zu parieren und zu tun, was ich will ... und nicht umgekehrt. Und ich will nicht, daß hier, in meinem Haus, neumodische Albernheiten eingeführt werden."

Und dann haute er mit der Faust auf den Tisch und sagte entschlossen: "Das hier ist ein Männerhaus! – Verstanden!"

Sie schüttelte den Kopf: "Das hier ist kein Männerhaus, sondern ein Schweinestall. Wenn sie es wünschen, bereite ich ihnen das Essen gerne in einem Trog. Aber erwarten sie von mir nicht, daß ich mich zu ihnen geselle."

Er lief rot an vor Zorn und schnappte nach Luft. So frech hatte er sie noch nie reden hören. Er hatte ihr zu viel Freiheiten gewährt, daß wurde ihm jetzt schlagartig klar. Er war wütend über sich selbst. Er hätte es wissen müssen. Die anderen hatten recht. Er war ein Narr, war sprachlos, wusste nicht, was er darauf erwidern sollte.

"Was bildest du dir eigentlich ein", fragte er sie nach einer kurzen Weile, "was glaubst du, wer du bist? - Ich bin hier der Bürgermeister, kein Hanswurst, merk dir das. Mir gehört die Molkerei. Ich bin wer! Ich habe es nicht nötig, mir von einem hergelaufenen Früchtchen so was sagen zu lassen. Merk dir das ... du ... ??? ... du ..."

Und weil er nicht weiter wusste, gab sie ihm Recht.

Und wie er zufrieden nickte, und sie ihn noch einmal höflich fragte, ob er denn nun wünsche, daß sie ihm das Essen zukünftig in einem Trog bereite oder doch lieber, wie bei zivilisierten Menschen üblich, am Tisch, setzte es bei ihm völlig aus.

"Wenn es dir hier nicht passt, kannst du ja verschwinden, woher du gekommen bist", schnauzte er sie an, "ich habe dich nicht gerufen. Hau bloß wieder ab."

Wonach das Gespräch eskalierte, sie energisch bestritt, jemals geäußert zu haben, ihr würde im Hause Schüttelmann etwas nicht passen.

"Ich will ihnen keinesfalls vorschreiben, wie sie zu leben haben", beruhigte sie ihn, "in ihrem Haus auch keine neumodischen Albernheiten einführen. Wenn sie lieber wieder von schmutzigem Geschirr essen möchten, ist es mir recht. Sie müssen es mir nur sagen. Und wenn ich ihre Kleidung nicht mehr waschen soll, ist es mir ebenso recht. Sie müssen es mir nur sagen, dann wasche ich sie nicht mehr. Ich dachte nur, daß ein Vater sich für seine Söhne immer das Beste wünscht, daß sie lernen, sich gesittet zu benehmen, höflich und gebildet werden ..."

"Wie kommst du darauf, daß ich das nicht will?" fragte er sie mürrisch.

"Weil sie ein schlechtes Vorbild für ihre Buben sind", erwiderte sie, "die beiden haben doch nur sie. Und wie sie sind, wollen auch die Buben sein. Die machen ihnen alles nach. Haben sie das noch nicht bemerkt?"

"Blödsinn!"

"Ich dachte nur, ich tue etwas Gutes, wenn ich ihnen ein bisschen helfe", begann sie, sich bei ihm einzuschleimen, "wo sie doch so viel zu tun haben und sich nur wenig um die Beiden kümmern können. Aber wenn sie das nicht wollen, dann gehe ich eben wieder."

Was dem alten Schüttelmann auch nicht recht war, weshalb er es vorzog, ein wenig zurückzurudern.

"Aber zum Stall ausmisten, tauge ich nicht", erwiderte sie, "dafür suchen sie sich besser wen anders."

"Nun komm mal runter von deinem hohen Ross", schnauzte er sie an, "mach es, wie du denkst. Und Schluss jetzt!"

"Das kann ich nicht", erwiderte sie, "wenn sie nicht als gutes Beispiel voran gehen, werden die Buben nicht auf mich hören."

Was dem alten Schüttelmann zu denken gab.

Und dann sagte sie noch was, was dem alten Schüttelmann nicht mehr aus dem Kopf ging.

Sie sagte nämlich: "Und mit dem Städtchen ist es nicht anders. Sie sind hier der Bürgermeister und der Molkereibesitzer und genau wie sie, ist das ganze Städtchen. Schauen sie sich doch einmal um. Es ist wie sie."

Am nächsten Tag hatte er zum Frühstück heimlich seine Hände gewaschen und sich sogar rasiert und noch einmal in den Spiegel geschaut, ob seine Haare auch gut sitzen.

Wie er herein kam, wussten die beiden Buben sofort, daß er sie verraten hatte, daß ihr eigener Vater sie verraten hatte. Und wie er den Buben nach dem Frühstück noch sagte, daß er wolle, daß sie sich dem Fräulein gegenüber anständig verhalten und sie alles tun sollen, was das Fräulein ihnen sagt, und er dabei noch stolz das Mädchen angrinste und nickte, als wollte er es fragen: "War es so recht?", und sie ihn auch noch zustimmend anlächelte, wurden die Buben bleich vor Zorn und Entsetzen.

"Fräulein!?" raunte der große Molke dem kleinen zu, "daß ich nicht lache. Das ist doch kein Fräulein. Das ist eine blöde Kuh. Wenn die glaubt, uns was sagen zu können, ist die schief gewickelt. Die wird sich noch wundern."

Der kleine Molke nickte und erwiderte: "Ja, genau!"

Mit dem Eintreffen des kleinen Fräuleins hatte sich aber nicht nur im Hause Schüttelmann einiges verändert. Das ganze Städtchen geriet außer Rand und Band.

So geschah es, daß eines Abends der Polizeihauptwachtmeister Bollerkopp mit besorgter Mine beim alten Schüttelmann an die Tür klopfte. Die beiden kannten sich schon eine Ewigkeit und duzten sich auch. Dennoch waren sie keine rechten Freunde, was der Wachtmeister stets bedauerte, der alte Schüttelmann hingegen nicht.

Jedenfalls tat er sehr geheimnisvoll und mochte auch nicht recht mit der Sprache heraus, und es war ihm auch peinlich.

Lange Rede, kurzer Sinn: Bei der Polizei war eine anonyme Anzeige eingegangen, daß der alte Schüttelmann nämlich das kleine, unschuldige Mädchen in sexueller Weise übel missbrauchen solle. Der Polizist war knallrot geworden und begann zu schwitzen, wie er damit heraus kam.

"Das ist Unsinn", sagte er beschwichtigend zum Alten, "du weißt ja, daß ich verpflichtet bin, dem nachzugehen. Was soll ich denn machen? Ich weiß doch gar nicht wo das her gekommen ist. Wenn ich das einfach so verschwinden lasse, können uns die Sozialisten nachher womöglich noch einen Strick daraus drehen. Deshalb bin ich ja auch gleich zu dir gekommen, nicht dienstlich, versteht sich, als Freund, wenn du weißt, was ich meine ... mir ist es ja egal ... wenn du weißt, was ich meine ..."

Der alte Schüttelmann sah ihn eine Zeitlang unschlüssig an, empfand wenig Lust, darüber nachzudenken, was der meinte.

Und weil es ihm wohl zu doof war, darüber auch nur ein Wort zu verlieren, rief er die Kleine, damit der Polizeihauptwachtmeister sie höchst persönlich befragen konnte.

Was wiederum dem Polizeihauptwachtmeister sehr unangenehm war. Mit einem Mädchen mochte er so was nicht gerne bereden. Weshalb er eine Weile herumdruckste, bis er endlich sagte: "Na ja, ist ja eigentlich schon alles geklärt. War ja auch nur anonym. Vergessen wir es."

Das aber wollte Schüttelmann nicht und blaffte ihn ärgerlich an: "Du gehst hier nicht eher weg, bis alles geklärt ist. Ich lasse mich doch von euch nicht mit Dreck bewerfen. Los, tue deine Pflicht und vernehme sie!"

"Hihihi...", machte der Polizist, "na gut ... hihi... also mein Fräulein ... also ... bla ... bla ... bla ..." und irgendwann kam er endlich auf den Punkt und wollte von ihr wissen, ob er sie berührt hätte.

Sie blickte den Polizisten verständnislos an.

Bollerkopf zeigte mit dem Kopf in Richtung Schüttelmann.

"Herr Schüttelmann?" fragte sie ihn überrascht.

Er nickte: "Genau. Hat er sie berührt? Und wenn ja: wann und wie und wo!?"

Sie schien ihn nicht so recht zu verstehen, wollte vom Schutzmann genaueres wissen, was der aber nicht zu formulieren bereit war.

So ging es eine ganze Weile hin und her. Bis der Schutzmann die Geduld verlor und deutlicher wurde. So deutlich, daß es selbst dem alten Schüttelmann langsam peinlich wurde.

Und weil sie immer noch nicht zu verstehen schien, schnauzte der Schutzmann sie endlich ärgerlich an, daß sie sich nicht dümmer stellen solle, als sie sei und die Leute im Städtchen ohnehin schon wüssten, welch zweifelhafte Person sie sei.

Erschreckt starrte die Kleine den Schüttelmann an.

"Jetzt ist gut", versuchte der, dem Treiben vom Polizeihauptwachtmeister Bollerkopf ein Ende zu machen, "wenn hier wer zweifelhaft ist, dann bist du es. Und nun pack dich und verschwinde."

"So nicht, Herr Schüttelmann", erwiderte der Polizist beleidigt, "das hier ist eine Amtshandlung. Da lasse ich mir von niemandem reinreden!"

Und wie er sich dem Mädchen zuwandte, um seine Befragung fortzusetzen, packte der Schüttelmann den Polizeihauptwachtmeister Bollerkopf an den Kragen und warf ihn hinaus.

"Und wage es nicht noch einmal, die Kleine zu erschrecken", rief er ihm nach, "sonst breche ich dir sämtliche Knochen."

"Das wird ein Nachspiel haben", murmelte der Polizist erregt, "das verspreche ich dir Schüttelmann. Das wird noch ..."

Da knallte die Tür schon vor dessen Nase zu.

"Sie sind ein Grobian", hielt die Kleine dem Alten vor, "so behandelt man keine Gäste."

"Sei still", schnauzte Schüttelmann sie an, "daß ich mit dir nur Ärger habe, wusste ich von Anfang an", packte seine Jacke und verschwand missmutig, um sich im 'Goldenen Ochsen' ein wenig abzukühlen.

Nun war es in dem Städtchen so, daß jedes mal, wenn eine wichtige Angelegenheit zu verhandeln war, der Stadtrat sich, ohne daß es vorher einer Absprache bedurft hätte, am Abend im 'Goldenen Ochsen' einfand, um sich weiter zu streiten.

Und so war es auch an jenem Tag. Es war der Tag, von dem damals die Alten noch lange voller Stolz erzählten, daß im 'Goldenen Ochsen' die Idee geboren worden sei, wie man die große Fahrradfabrik doch noch in das kleine Städtchen locken wollte.

"An jenem Tag", so sagten sie damals, "haben die Männer vom Stadtrat im Goldenen Ochsen den Plan entwickelt, welcher dem Städtchen das Glück brachte."

Was blanker Unsinn war, mit den tatsächlichen Ereignissen überhaupt nichts zu tun hatte. Der Tag, damals im 'Goldenen Ochsen', verlief nämlich ganz anders:

Vorweg sei gesagt, daß zu jener Zeit die große Fahrradfabrik, welche in der Hauptstadt ansässig war, ein neues Werk zu errichten gedachte, wofür sie schon lange einen geeigneten Platz mit billigem Bauland suchten.

Mit dieser Angelegenheit war der Sohn des Direktors betraut, der eines Tages, was schon geraume Zeit her war, rein zufällig auf eine seiner diesbezüglichen Dienstreisen durch das kleine Städtchen kam.

daß es damals um das Städtchen schlecht bestellt war, wusste jeder. So schenkte auch der Sohn des Direktors, der durch seine Tätigkeit in diesen Dingen schon reichlich Erfahrungen sammeln konnte, dem Städtchen wenig Aufmerksamkeit. Er fuhr hindurch, um in der nächsten Stadt sein Nachtlager zu suchen.

Dort feierte aber gerade die Molkerei Bummelbach & Co ihr großes Einweihungsfest für die neuen Betriebsstätten, die notwendig wurden, nachdem das Militär und die Reichsbahn immer größeren Bedarf an Milchprodukten geäußert hatten. Und weil hierzu natürlich auch die Kunden eingeladen waren, gab es dort kein einziges freies Bett mehr.

Also kehrte der Sohn des Direktors um und nächtigte im 'Goldenen Ochsen'. Wider seine Erwartung empfand er die Situation dort erheblich angenehmer als er dachte, weshalb er den Gedanken fasste, am nächsten Morgen in seiner Angelegenheit bei den zuständigen Stellen vorzusprechen.

Dort aber war man diesbezüglich sehr unterschiedlicher Meinung:

Die einen meinten, daß die große Fahrradfabrik alle Arbeiter abwerben würden und man dann den Erpressungen der verbleibenden ausgesetzt wäre, was man unmöglich riskieren dürfe: Die waren dagegen.

Die anderen, vornehmlich die Sozialisten, sahen das anders und waren dafür.

Noch andere meinten, daß durch die große Fahrradfabrik das ruhige Leben in der kleinen Stadt bedroht sei und sich alles ändern würde und Gesindel auf den Straßen lungern würde und Ausländer in das Städtchen kommen würden und nichts mehr so sein würde wie vorher ... die waren dagegen.

Andere meinten, daß durch die große Fahrradfabrik neue Aufträge ins Haus kommen würden und man bei den Großstädtern auch viel höhere Preise veranschlagen könne ... weil das dort nämlich so üblich sei ... Und so würde es bald allen besser gehen, meinten sie und waren dafür.

Und so gab es noch die Meinung der Kirche und die vom Bund aufrechter Frauen und die von der Partei der parteilosen Bürger.

Der alte Schüttelmann hatte darüber seine eigene Meinung: Auf der einen Seite befürchtete er, daß so ein einflussreicher Direktor von einer großen Fahrradfabrik seine Position im Städtchen schmälern könne. Auf der anderen Seite aber war er Pleite ... und weil die Fabrik auch an seinen Wiesen am Moorbach interessiert war, dachte er sich, daß, wenn er den Preis dafür nur recht hoch ansetzen würde, er mit einem Schlag all seine Geldprobleme los sei. Also beschloss er, die Ansiedlung der Fahrradfabrik, wenn die denn bereit sei, den von ihm geforderten Preis zu zahlen, zu unterstützen.

Die anderen Grundstücksbesitzer, wozu auch die Kirche gehörte, waren mit Schüttelmann sofort gleicher Meinung. Eine solche Gelegenheit, so dachten sie, die wertlosen Wiesen am Moorbach in Gold aufzuwiegen, würde sich wohl nie wieder ergeben.

So trafen sie sich heimlich, um den Preis festzulegen. Und je häufiger sie sich trafen, desto fröhlicher wurden sie. Und je häufiger sie sich trafen, desto mutiger wurden sie. Und je häufiger sie sich trafen, desto höher wurde der Preis.

Diesen Braten hatten aber die Sozialisten gerochen und sich mit den parteilosen Bürgern zusammengeschlossen, um dagegen zu rebellieren.

Der Bund aufrechter Frauen vertrat in dieser Angelegenheit eine ganz eigene Strategie, die so anders war, daß niemand sie so recht verstehen konnte. Worüber sie sehr erbost waren und besonders lautstark auftraten.

So zogen sich die Verhandlungen mit der Fahrradfabrik über Monate ergebnislos hin. Die Position der Fahrradfabrik war die, daß die Grundstückspreise schamlos übertrieben seien, was der alte Schüttelmann bestritt.

Dem war während der Verhandlungen nicht entgangen, mit welchem Eifer der Sohn diese geführt hatte. Wie der sich stets bemüht hatte, doch noch alles zum Guten zu wenden. Wie er immer wieder mit den Ergebnissen seiner Verhandlungen in die Zentrale gefahren war und jedes mal, wenn er zurück kam, neue Zugeständnisse mit sich brachte.

Der alte Schüttelmann fühlte sich ganz sicher, daß die Fahrradfabrik um alles auf der Welt in ihr Städtchen wollte, daß sie letztendlich auch seinen Preis akzeptieren würde. Er dürfe nur nicht schwach werden, sagte er sich, keine Schwächen zeigen. Und das tat er auch nicht. Und der alte Direktor der großen Fahrradfabrik auch nicht.

Am Morgen des besagten Tages war nun eine Delegation von der Fahrradfabrik mit dem alten Direktor höchst persönlich und natürlich seinem Sohn und noch ein paar Herren in teuren, eleganten Anzügen erschienen, um die Sache im letzten Versuch doch noch einvernehmlich zu regeln.

Eigentlich wollten sie die Nacht im Goldenen Ochsen verbringen, wo der Sohn des Direktors auch immer gewohnt hatte. Doch die Verhandlungen am Morgen verliefen derart unglücklich, daß es für den alten Direktor der Fahrradfabrik unerträglich war, in dem Städtchen auch nur noch eine Sekunde zu verbleiben.

So wurden gegen Nachmittag alle Zimmer gekündigt und die Delegation verließ in ihren großen, schwarzen Limousinen auf schnellstem Wege das schmutzige Städtchen.

Und sie trugen finstere Minen im Gesicht und schauten weder nach links noch nach rechts. Einzig der Sohn des Direktors hatte sich noch einmal mit traurigem Blick umgesehen.

Wie eine Meute hungriger Schakale hatten sie den ganzen Abend im 'Goldenen Ochsen' auf Schüttelmann gewartet. Dieses Mal wollte ihm jeder seine Meinung sagen, direkt und unverblümt. Der Schüttelmann sei für das Städtchen nicht mehr tragbar, waren sie sich einig und fragte sich, wo er bloß bleibt?

"Der traut sich nicht, der Feigling, ich habe es immer schon gesagt: Der ruiniert uns noch alle", sagte einer.

"Genau, mit seiner Gier hat der die ganze Stadt ins Unglück gestürzt", pflichtete ein anderer ihm bei.

"Der muss weg", meinte noch ein anderer.

"Die ganze Plage muss weg, das ganze Pack", fügte einer hinzu.

"Seitdem dieses Flittchen in seinem Haus ist, dreht der völlig durch", wechselte ein anderer das Thema.

"Der ist nicht mehr bei klarem Verstand", sagte einer.

"Der hat seinen Verstand versoffen", vermutete ein anderer.

"Und jetzt fängt der auch noch an, an kleinen Mädchen herumzufummeln", kam der eine wieder auf das andere Thema zurück.

"Eingesperrt gehört der", meinte der andere, "wir müssen auch an unsere Kinder denken."

"Genau", stimmte ein anderer ihm zu, "es ist die Pflicht eines jeden anständigen Bürgers, dafür zu sorgen, daß der unschädlich gemacht wird !"

"So ist es", waren sich alle einig und riefen fröhlich: "Herr Wirt, noch 'ne Runde!"

Und dann sofften sie und schimpften, was das Zeug hielt. Und der Wirt, der sich in dieser Sache als einzig wirklich Betrogener glaubte, weil seine Zimmer nun ja leer standen und er wegen der Gier und Starrsinnigkeit vom Schüttelmann seine lukrativsten Gäste verloren hatte, gesellte sich bald zu ihnen.

So waren sich die Männer des Stadtrates an diesem Abend, was es übrigens niemals vorher gegeben hatte, in allen Punkten einig. Und das machte ihnen Spaß und sie fühlten sich stark und Bier und Korn liefen so gut, daß der Wirt darüber fast sein Zorn vergaß.

Und jeder hatte seine eigene Meinung, was man mit dem alten Schüttelmann so alles machen müsste und die anderen pflichteten ihm bei und lachten aus lauter Kehle und riefen fröhlich: "Prost ... einer geht noch ..."

Irgendwann steckten sie ihre Köpfe zusammen und begannen zu tuscheln, ganz leise, damit kein Unbefugter etwas davon mitbekam, als sich plötzlich die Tür öffnete und Schüttelmann mit mürrischer Mine eintrat. Die Männer schreckten auf, als sei ihnen der Leibhaftige persönlich erschienen.

"Da bist du ja", rief einer ihm lachend zu.

"Wir haben schon auf dich gewartet", sagte ein anderer, "wo warst du denn so lange?"

"Die kommen schon wieder", meinte einer, "warte nur Schüttelmann, die kommen wieder und dann ... hicks ... dann wird anders verhandelt ..."

Die Männer nickten zustimmend.

"So einen guten Preis kriegen die dann nicht mehr ... hicks ... das steht fest."

Die anderen nickten.

"Das war doch nur Taktik, Schüttelmann ... die brauchen uns, glaube mir ... die werden hier noch auf Knien angekrochen kommen ... hicks..."

Wieder nickten alle.

"Und dann machst du sie fertig ... Schüttelmann ... wenn das einer kann, dann du ... auf uns jedenfalls kannst du dich verlassen ... hicks ..."

"Genau", pflichteten die Männer ihm bei und bestellten noch eine Runde.

So war es an jenem Tag im 'Goldenen Ochsen'. Was die Alten damals darüber erzählten, war dummes Zeug, nichts davon war wahr, gar nichts.

Der alte Schüttelmann hatte an dem Abend nicht einen Ton gesagt. Ein Bier hatte er getrunken und den 'Goldenen Ochsen' misstraut, wie er gekommen war, schon bald wieder verlassen.

Und Dudelbeck von der Apotheke und Wehlich vom Sägewerk sind an dem Abend noch zur dicken Roswitha hin. Die dicke Roswitha war die alte Hure, die in den leeren Militärbaracken hinter Schliermanns Holz hauste, um dort ihr Geschäft zu betreiben.

Ja, genau so ist es an jenem Abend vor unendlich langer Zeit gewesen.

Bei den Schüttelmanns im Hause herrschte damals eine eisige Stimmung. Wenn sie morgens frühstückten, sprachen sie kein Wort miteinander. Der alte Schüttelmann war in seinen Gedanken mit seinen Unternehmungen beschäftigt und die Knaben zeigten Minen, welche keinen Hehl aus ihrem Empfinden machten. Es war diese Mischung aus Misstrauen, Trotz und Zorn, aus Widerwillen und Hilflosigkeit, aus Kampfeswillen und Entschlossenheit. Es war nichts Gutes, was sich in ihren Seelen zusammenbraute.

Wenn das Mädchen den Knaben die Pausenbrote gab, die sie sorgfältig belegt und in sauberes Papier gehüllt hatte, standen die mürrisch auf und der alte Schüttelmann, der vertieft hinter seiner Zeitung saß, murmelte noch, daß er keine Klagen hören wolle und dann zogen die beiden von dannen ... aber nicht zur Schule ...

Am Ende der Akazienallee, noch lange vor der Unterführung, blickten sie sich um, ob ihnen auch niemand nachschaute. Dann bogen sie hurtig ab, gingen schnellen Schrittes den Heiderosenweg hinunter bis zum Feldweg, der zum Moorbach führte.

Dort, nahe der Eisenbahnbrücke, warfen sie ihre Ranzen in das Gras und krochen den Bahndamm hinauf auf die Gleise, wo sie einige Steine sammelten, mit denen sie nach den weißen Porzellanisolatoren zielten, die hoch oben an der Spitze der vielen Masten befestigt waren, die längst der Schienen aufgestellt waren und die Telefondrähte führten.

War ihnen die Freude daran vergangen, setzten sie sich in das duftende Schilf am Ufer des Baches und beobachteten stumm die Kaulquappen oder die Wasserläufer oder verfolgten den Flug einer glitzernden Libelle.

Sie sprachen lange kein Wort. Irgendwann bemerkte der große Molke, mehr zu sich selbst: "Wenn das hier alles vorbei ist, bleibe ich nicht hier. Ich gehe weg." Und sein Bruder nickte zustimmend.

Und dann überlegten sie, wohin wohl der Moorbach wohl fließen würde ... bestimmt in irgendeinen Fluss ... und der zum Meer ... und wenn man dann ein Seemann wäre ... dann würde man mit einem Segelschiff über den Ozean gleiten ... über den weiten Ozean ...

Dann wäre der große Molke der Kapitän und der Kleine der Koch ... und sie würden gegen Piraten kämpfen und andere Heldentaten vollbringen ... jeden Tag eine neue ... alle Länder würden sie bereisen ... Dinge sehen, von denen niemand im Städtchen was wissen würde ... und niemals würden sie zurückkommen ... niemals ... ja, ja ... und wenn sie von ihren Reisen erschöpft waren, nahmen sie ihr Frühstücksbrot und bissen genüsslich hinein, was ihnen so gut schmeckte, daß sie dabei einen Moment höchsten Glücks empfanden.

Danach legten sie sich zurück ins Schilf, starrten in den blauen Himmel und jeder träumte seinen Traum weiter ... Und wenn sie aus weiter Ferne die Turmuhr einmal schlagen hörten, wussten sie, daß die Schule aus war. Dann standen sie auf und gingen zur alten Ziegelei, wo sie ihre Freunde zu treffen hofften.

Doch es kam niemand mehr. Um die Bande, die sich 'Die Verfluchten' nannte, stand es zu der Zeit nämlich nicht gut.

"Seit die eingebildete Kuh im Städtchen ist", so meinte der große Molke, "ist nichts mehr, wie es einmal war ..."

Und der kleine Molke nickte. Der große hatte sich schon längere Zeit um seine Bande Sorgen gemacht. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß die ihn nicht mehr zum Führer haben wollten, sondern lieber den Hermann Dudelbeck, was mit Heini Kowalsky zu tun hatte. Dem hatten die Jungs nämlich heimlich, hinter Molkes Rücken, Geld und Geschenke zugesteckt, um durch ihn, dem Heini nämlich, an das Mädchen zu kommen.

Genaugenommen fing alles an, als der große Molke den Heini einen Spinner nannte und auch nicht wollte, daß er zur Bande gehört. Obwohl er, der große Molke, für seine Ansicht gute Gründe hatte, waren die anderen Buben diesbezüglich anderer Meinung.

Der große Molke sagte sich nämlich folgendes: Also ... wenn dieses Mädchen, welches jetzt in seinem Hause wohnt, ihn, den großen Molke nämlich, haben könne, weshalb sollte die es denn mit so einem Blödmann wie Heini Kowalsky treiben?

Und dann sagte er sich noch: Also ... wenn nicht einmal er, der große Molke nämlich, sich trauen würde, obwohl er schon oft daran gedacht hatte, ihr an die Wäsche zu gehen, wie sollte das denn wohl der dumme Kowalsky schaffen?

So aber durfte er das den Buben von der Bande nicht verkaufen. Die hätten dann sofort an seinen Fähigkeiten gezweifelt, es allein seiner Schwäche zugeschrieben.

Also äußerte er nur seine Meinung bezüglich Heini Kowalsky und warf ihn wieder aus der Bande hinaus. Und seinen Genossen befahl er, sich nicht weiter um die blöde Gans zu kümmern, womit er wohl das Mädchen in seinem Hause meinte, sondern sich endlich wieder wichtigeren Dingen zuzuwenden.

Wie Hermann Dudelbeck ihn aber vor versammelter Mannschaft fragte, was denn wichtiger sei, als ein Mädchen zu bügeln, wusste er auch keine Antwort. Und wie er versuchte, sich mit fadenscheinigen Vorschlägen aus der Affäre zu befreien, wurden sie argwöhnisch und begannen, dem großen Molke zu misstrauen.

Hermann Dudelbeck, welcher der Älteste war und einen Kopf größer als der Molke und sogar zwei Jahre lang zum Gymnasium gegangen war, bevor man ihn wieder, wegen fehlender Eignung, auf die Volksschule zurückgeschickt hatte, war sowieso davon überzeugt, daß die Führung der Bande eigentlich ihm zustehen würde, was auch Heiner Moorbrand, der Sohn vom Sozialisten meinte.

So brachte er das Gerücht in Umlauf, der Molke wolle das Mädchen nur für sich allein haben. Und weil dieser dieses blödsinnig fand und schwor, daß das nicht wahr sei, behauptete Hermann Dudelbeck, daß der große Molke dann wohl schwul sein müsse.

Worauf der große Molke ihm mit einem Boxhieb das Nasenbein brach und Hermann Dudelbeck ihm, dem Molke, das halbe Ohrläppchen abbiss.

Einzig Bernie, ein kleiner, bleicher Bub, welcher recht schüchtern war und niemals das Bedürfnis verspürte, einen Laut von sich zu geben, ohne hierzu aufgefordert zu sein, hielt noch zu den Molkes. Der kleine Bernie, der noch Erstklässler war, wollte von Mädchen noch nichts wissen. Weshalb der überhaupt bei den Verfluchten mitmachen durfte, ist schwer zu sagen.

Bernie war das einzige Kind der sittenstrengen Auguste Flickenschild. Auguste war von kleiner, drahtiger Statur, mit schmalen, zusammengepressten Lippen und einem starren, zornigen Blick. Und sie war unverheiratet, ein Fräulein also. Und sie war Lehrerin. Was zu der Zeit, wo Lehrerinnen noch über ein gewisses Ansehen verfügten, recht ungewöhnlich war.

Von Respektspersonen, worunter auch die Lehrerinnen fielen, erwartete man damals nämlich, daß sie den jungen Menschen als gutes Beispiel dienten. Ein uneheliches Kind zu gebären, verstand man seinerzeit, was heutzutage völlig unverständlich, ja geradezu lächerlich erscheinen muss, als fehlende Keuschheit, ein Zeichen von Verdorbenheit und Verantwortungslosigkeit.

Wo sich Auguste Flickenschild auch als Lehrerin beworben hatte, gab man ihr höflich zu verstehen, daß man leider mit Lehrkräften voll besetzt sei, was sich übrigens auch in naher wie ferner Zukunft nicht ändern würde.

Daß sie dennoch, zum Leid aller Buben und Mädchen, eine Anstellung als Lehrerin in dem kleinen Städtchen fand, hatte besondere Gründe. Es hatte aber nur zum Teil damit zu tun, daß sie diesen Bund der aufrechten Frauen gegründet hatte, deren Vorsitzende sie von Beginn an gewesen war.

Jedenfalls hielt sich kein Bürger, besonders nicht die weiblichen, mit Ausnahme der Mitglieder vom Bund aufrechter Frauen, für so niedrig, um mit Fräulein Auguste Flickenschild Kontakt zu pflegen oder auch nur in ihrer Nähe gesehen zu werden.

Bernies Vater, so tuschelten die Bürger des Städtchens, soll ein Seemann gewesen sein. Ein starker, braungebrannter Mann mit grünen Augen und weißen Zähnen, der irgendwann einmal kam, um die Herzen der jungen Fräuleins im Städtchen in Wallung zu bringen. Damals, so sagten die Bürger, hätte man ihn öfters mit Fräulein Flickenschild gemeinsam durch den Park gehen sehen ... er lachend und laut, sie stolz und stumm. Und dann, irgendwann, war er verschwunden ... woher er kam ... wohin er ging ... wusste niemand ... einige bezweifelten gar, daß er ein Seemann war.

Jedenfalls hatte sich das Fräulein Flickenschild danach sehr im Wesen verändert und man hatte sie nie mehr auf irgendwelchen Vergnügen treffen können. Dann war auch sie plötzlich für einige Zeit verschwunden und es hieß, sie sei unterwegs, um jemanden zu finden, der ihr das Zeichen ihrer Schande, welches unter ihrem Herzen langsam Gestalt annahm, wegmacht.

Nun mag die Zeit damals eine sehr verkommene gewesen sein. Dennoch hatten die Leute ein Gefühl für Dinge die man tat und nicht tat. Und so etwas tat man damals nicht. Wer es dennoch vorhatte, brauchte Glück, viel Glück und die rechten Verbindungen zu den übelsten Geschöpfen der Gesellschaft.

An diesen Verbindungen fehlte es Auguste Flickenschild aber ... und Glück hatte sie auch keines ... So musste sie wohl oder übel ihre Schande ausbrüten und irgendwann erblickte diese dann das Licht der Welt.

Niemand im Städtchen wusste, wo es geschehen war. Auguste Flickenschild hatte gut verstanden, ihr Übel über Jahre gut zu verbergen ... bis es ein Alter erreicht hatte, das, wie es üblich und gesetzlich vorgeschrieben war, seine Einschulung verlangte.

An dem Tag erblickten die Bürger des kleinen Städtchens zum ersten mal die Schande von Auguste Flickenschild: den kleinen, schüchternen Buben, den sie Bernhard nannte. Und wie die Bürger ihn sahen, fühlten sie aufrechtes Mitleid in ihren Herzen. Und vermutlich fühlten die Buben der Bande wie die.

Jedenfalls war er dabei und wenn es etwas zu besorgen gab, hieß es immer: "Schickt doch Bernie ..."

Damals, so waren sich alle einig, hatte das Städtchen wohl seine schlimmsten Tage erlebt. Nach der missglückten Sache mit der Fahrradfabrik schien alles in Hoffnungslosigkeit zu zerfallen. Die Situation verschlimmerte sich täglich. Das Volksblatt wusste nur noch von bösen Dingen zu berichten: von Überfällen, Einbrüchen, Vergewaltigungen und Totschlägen. Arbeit war im Städtchen nicht mehr zu finden. Es herrschte Hunger und Not.

Um den Hunger ihrer bleichen Bälger zu stillen, prostituierten sich die jungen, alleinstehenden Mütter in ihren kargen Wohnungen. Für einen Kanten Brot, etwas Butter, etwas Milch gaben sie sich jedem hin. Und die Nachbarn achteten darauf, an welcher Türe fremde Männer Einlass fanden. Man empörte und denunzierte sich, beschimpfte und bespuckte sich.

Hinter dem alten Güterbahnhof war der Kinderstrich. Dort trieben sich die heimatlosen Mädchen herum. Es war kalt und schmutzig dort, gab weder Wasser noch Toiletten. Der beste Zug war der drei-uhr-zwanzig vom Kohlrevier, aus dem die meisten Reisenden ausstiegen, um auf ihren Anschluss zu warten, dem vier-uhr-fünfzig zur Hauptstadt.

Wenn der eintraf, kamen sie von überall ... die Kinder ... über die Gleisen gehuscht ... aus den Büschen längst des Bahndamms ... aus den Unterführungen ... von überall her ... man konnte sie nicht vertreiben ... sie waren zu flink und zu zahlreich.

Sie schlichen um die wartenden Männer ... um Männer mit gelangweilten, leeren Gesichtern ... ließen sich beschimpfen, zur Seite stoßen ... und manchmal, wenn sie Glück hatten, kam einer mit ... in großem Abstand folgte er ihr ... gebückt, mit hochgeschlagenem Kragen ... wie ein Dieb ... hin zu den ausrangierten Waggons ... man sprach kein Wort ... verhandelte nicht einmal ... die Zeit war knapp.

Und dann, ganz plötzlich, ohne irgendwelche Vorwarnung, einfach so, ohne daß es jemand hätte vorhersehen oder auch nur ahnen können, ereignete sich etwas, was alles ändern sollte. Es war so gering und nebensächlich, daß selbst die, die es mit eigenen Augen gesehen hatten, unmöglich die Bedeutung erkennen konnten. Als der große Molke es erblickte, wurde er bleich und starr, mochte nicht glauben, was er sah.

Es war die zweite große Pause. Der große Molke, der Schulschwänzer, hatte sich heimlich zum Schulhof geschlichen. Wie zu jeder Pause, so hatte sich auch dieses mal die Bande, die sich 'Die Verfluchten' nannte, hinter dem Fahrradschuppen versammelt. Alle waren da: Hermann Dudelbeck, Heiner Moorbrand, Willi Wehlich, Friedel Fliegenköttel und der kleine Bernie und natürlich auch Heini Kowalsky.

Da sah Molke sie, wie sie aufrecht und zielstrebig auf den Eingang des Hauptgebäudes zu ging, quer über den ganzen Schulhof und alle Kinder blickten ihr nach.

Und wie die Buben der Bande, von seinem Blick irritiert, in jene Richtung schauten, sahen auch sie das Fräulein, über welches sie gerade noch erregt gesprochen hatten. Ihre Augen wurden groß und rund und ihr Kinn fiel weit nach unten.

"Was sucht die denn hier?" fragte Willi Wehlich verwundert.

Wie sie durch den Haupteingang verschwunden war, schauten die Buben fragend den Molke an. Der schüttelte nur mit dem Kopf und rannte weg.

Während des ganzen Tages hatte die Bande nur noch ein Thema: Was ging da vor? Was wollte die Schnalle in der Schule? Friedel Fliegenköttel, was ja der Sohn vom Lehrer war, bekam den Auftrag, hierüber Informationen zu beschaffen.

Zum Nachmittag verabredeten sich die Buben in der alten Ziegelei. Die Molkes, die sich sonst immer dort herumgetrieben hatten, waren an dem Tag nicht dort. Auch Friedel Fliegenköttel fehlte.

Dann endlich kam er angelaufen, war ganz aufgeregt. Direkt vom Bürgermeister Schüttelmann sei er gekommen, berichtete Friedel hastig. Er war dort und habe dem Bürgermeister persönlich eine Nachricht übermitteln müssen. Nämlich die, daß seine Söhne, die Molkes nämlich, nicht in der Schule waren und am Tag zuvor auch nicht und davor auch nicht. Damit hätte sein Vater, was ja der Klassenlehrer war, ihn beauftragt.

Und wie er dem Bürgermeister solches berichtete, sei der rot vor Zorn angelaufen, berichtete Friedel und habe geschnauft vor Wut und habe gegrünzt, die schlage ich Windel weich.

"Und was hat die Pflaume damit zu tun", wollte Hermann Dudelbeck von ihm wissen, "warum war die in der Schule?"

"Das weiß ich nicht so genau", erwiderte Friedel, "ich habe nur gehört, wie mein Vater meiner Mutter gesagt hat, daß der alte Schüttelmann sie geschickt hätte, um mit meinem Vater zu sprechen."

"Die? Mit deinem Vater? Worüber denn? Warum denn gerade die? Was hat die damit zu tun?"

"Weiß ich auch nicht", antwortete Friedel, "und mein Vater auch nicht. Meine Mutter meint, daß sie wohl die Gouvernante von den beiden Molkes sei."

"Gouvernante?", fragte Willi Wehlich. "Was ist das denn?"

"Das ist eine, die Kinder erzieht", erklärte Friedel Fliegenköttel ihm, "die einem gutes Benehmen und so beibringt."

Heiner Moorbrand, der Sohn vom Sozialisten, winkte ab.

"So was gibt es nur bei Reichen", meinte er, "nicht hier bei uns."

"Neeee", widersprach Heini Kowalsky ihm mit bleichem Gesicht, "das stimmt. Die darf einem den Hintern verhauen, wenn man frech ist. Das hat der Bahnhofsvorsteher selbst gesagt."

Die Jungs blickten Heini fassungslos an.

Der nickte: "Ja, das weiß ich genau."

"Mensch", sagte Willi Wehlich mit leuchtenden Augen, "das ist ja ein Ding: Der Molke kriegt von der den Arsch versohlt und wir dürfen die dabei bügeln. Das ist ja noch schärfer, als ich dachte."

"Und so einer will unser Führer sein" sagte Hermann Dudelbeck fassungslos, "lässt sich von Weibern den Arsch versohlen und will unser Führer sein."

"Der macht uns lächerlich", sagte Willi Wehlich, "wenn die mitkriegt, daß der unsere Führer ist, glaubt die doch, es mit uns genau so machen zu können. Wollt ihr das?"

Die Buben schüttelten empört ihre bleichen Häupter.

So fassten die Buben von der Bande, die sich 'Die Verfluchten' nannte, den Entschluss, nie mehr mit den Molkes zu sprechen, nie mehr! Und das schworen sie sich.

Ja, genau so ist es damals gewesen. Dennoch, auch wenn niemand mehr nach diesem Tag jemals davon gesprochen hat, muss eines noch richtig gestellt werden:

Daß das Gespräch unter den Buben genau so stattgefunden hat, damals in der alten, zerfallenen Ziegelei, steht außer Frage.

Es war aber keineswegs so, daß der alte Schüttelmann das Mädchen damals beauftragt hatte. Der wusste davon gar nichts. Und sie hatte es auch nie behauptet. Einzig der Lehrer Fliegenköttel hatte so seine Rückschlüsse gezogen, die er lediglich seiner Frau mitgeteilt hatte. Und seine Frau hatte dafür nur diese eine Erklärung, daß das Mädchen wohl seine neue Gouvernante sein müsse. Was aber überhaupt nicht wahr war, nur eine Vermutung von Frau Fliegenköttel, nichts weiter.

Wie dem auch sei: Jedenfalls hatten die beiden Molkes an dem Abend noch tüchtig Dresche bezogen und mussten hungrig zu Bett.

Am nächsten Morgen gingen sie dann zur Schule: Sauber gewaschen und fein gekleidet. Ihr Haar war glatt und mit Fett bestrichen und ihre Scheitel wie mit einem Lineal gezogen. So hatte sie die beiden höchst persönlich dem Lehrer Fliegenköttel übergeben.

Später, auf dem Schulhof, zischte der große Molke den Buben böse zu: "Die bringe ich um!" Und der Kleine fügte hinzu: "Ich auch!"

Und die Buben, die sich geschworen hatten, nie mehr mit den Molkes auch nur ein Wort sprechen zu wollen, blickten sich erschreckt an.

"Nein, nein, Molke, das darfst du nicht machen", flehten sie ihn an, "erst wollen wir sie bügeln. Das darfst du nicht tun. Das darfst du uns nicht versauen ..."

Molkes Gedanken und Triebe aber waren andere: Für ihn war es eine Frage der Ehre. Was die anderen Buben auch gut verstehen konnten. Weshalb ihnen klar war, daß er es ernst meinte.

"Wir müssen ihm zuvor kommen!" sagte Willi Wehlich als die Molkes verschwunden waren.

"Du hast recht", pflichtete Hermann Dudelbeck ihm bei.

Wonach sie alle zum Heini schauten und ihn fragten: "Du hast es ihr doch gesagt, oder?"

Heini nickte: "Ja, das hab' ich ... ehrlich."

"Hast du ihr auch gegeben, was du ihr geben solltest?", fragten sie ihn.

"Ja, ich habe ihr alles gegeben", schwor Heini ihnen.

"Und sie hat dir doch gesagt, daß sie es mit uns machen will", fragten sie, "das hat sie doch, oder?"

"Ja, das hat sie", schwor Heini, "das hat sie mir selbst gesagt."

Die Buben blickten sich grinsend an und nickten erleichtert.

Sie war auf dem Weg zum Kaufmann, als die Bande plötzlich hinter der Hecke hervorgestürzt kam, um ihr den Weg zu versperren. Alle waren dabei – bis auf Bernie und die beiden Molkes, die zu Hause über ihren Hausaufgaben saßen.

"Huch", rief sie erschreckt, "wollt ihr mich überfallen?"

Wollten die Buben ja nicht, wollten nur wissen, wann es endlich los geht.

Sie schaute die Buben verwundert an: "Was denn?"

Hermann Dudelbeck kicherte verlegen: "Na das ... schluck ... du weißt schon ..."

Wie sie Heini erblickte, der sich hinter den Buben versteckt hielt, lächelte sie freundlich und sagte: "Hallo Heini, wie geht es dir?"

Heini zuckte mit den Schultern, sah blass aus, der Arme, sehr blass.

Wie die Buben aber hörten, welch gutes Verhältnis sie zu Heini pflegte, wurden sie mutiger.

"Also was ist jetzt?", wollte Hermann Dudelbeck wissen. "Es ist nämlich eilig ..."

"Eilig?" fragte das Mädchen, "erst müsst ihr mir sagen, was ihr überhaupt von mir wollt."

Hermann Dudelbeck wurde ärgerlich. "Heini! – Herkommen!", befahl er, richtete seinen Zeigefinger auf den bedeppten Jungen und sprach mit ernstem Wort: "Das, was ihr vereinbart habt. Wofür Heini dir das Geld und das Andere gegeben hat!"

Worauf die anderen Buben zustimmend nickten.

Sie blickte verwundert Heini an, welcher es vorzog, ihren Blick nicht zu erwidern.

"Was soll das", fragte sie ihn. "Wir haben doch nichts vereinbart, oder?"

"Na ja", stammelte Heini, "also ... so richtig nicht ... ich meine, noch nicht ..."

Sie musterte ihn argwöhnisch: "Und was hast du mir gegeben?"

"Na ja", stammelte Heini, "also ... ich wollte ja ... bin nur noch nicht dazu gekommen ... ehrlich ..."

Wie die Buben das hörten, wurden sie bleich vor Empörung und ballten wütend ihre Fäuste.

"Das wirst du noch büßen!" zischte Willi Wehlich ihm ins Ohr und die anderen nickten.

"Na na", versuchte das Mädchen die Buben zu besänftigen, "bleibt ruhig, wir können doch über alles reden, oder nicht? Also, frei heraus: Was ist los? Oder seid ihr zu feige, es mir zu sagen?"

"Nein, nein", widersprach Hermann Dudelbeck empört, "wir sind doch nicht feige! Da kennst du uns aber schlecht ... haha ... feige sind wir nicht ..."

Wobei die anderen Buben ebenso empört ihre Köpfe schüttelten.

"Dann sagt mir, was ihr wollt", erwiderte sie genervt, "oder verschwindet."

Hermann blickte zu den Buben, die ihm aufmunternd zunickten.

"Also", begann er unsicher, "eigentlich ... wir wollten nur ... also ... wie soll ich sagen", stammelte er, "eigentlich wollen wir nur, daß du mit uns daßelbe machst, wie du mit Heini gemacht hast ..."

Sie blickte die Jungs verwundert an.

Die Buben nickten.

"Ist das alles?"

Wieder nickten sie und schauten sich erwartungsfroh an.

"Und da macht ihr so ein Geheimnis draus?"

Sie nickten.

Nachdem sie die Buben eine Weile gemustert hatte, sagte sie endlich: "Na gut, warum nicht? Wenn es nicht mehr ist und ich euch damit einen Gefallen tun kann, meinestwegen ..."

Die Buben sahen sich entgeistert an. Am liebsten hätten sie vor Freude laut gejubelt, hätten sie am liebsten umarmt und liebkost.

"Du brauchst uns dafür auch nichts zu bezahlen", stotterte Hermann Dudelbeck aufgeregt, "wir geben dir sogar noch was dafür ..."

"Unsinn", erwiderte sie ärgerlich, "dafür will ich nichts haben. Wenn ich euch damit eine Freude machen kann, tue ich es gerne. Oder habt ihr etwas anderes von mir erwartet?"

Worauf die einen nickten und die anderen ihre Köpfe schüttelten.

"Und wann?", wollte Willi Wehlich wissen, "ich meine, wann wir es tun wollen?"

"Wann?", überlegte sie, "nun ... meinetwegen heute Nachmittag ... um fünf ... oder passt euch das nicht?"

"Doch, doch", keuchten die Buben mit klopfenden Herzen.

"Und wo?" fragte Willi Wehlich mit bebender Stimme, "ich meine, wo wir es tun wollen."

"Wo?", überlegte sie, "bei mir zu Hause natürlich, wo denn sonst?"

"Was? Beim Bürgermeister im Haus ... ??? ... schluck ..."

"Ja und? Was ist denn dabei? Oder wollt ihr jetzt nicht mehr ..."

"Doch doch ... nur ... also ... da sind doch auch die Molkes ... also ... unsere Kumpels ... du weißt doch ..."

"Na und?"

"Ja ... also ... was machen wir denn mit denen?"

"Na, was schon? Die stören uns doch nicht. Die können doch ruhig dabei zuschauen."

"Zuschauen ... ??? ... " riefen die Buben entgeistert. "nein, nein, das geht nicht, zuschauen sollen die nicht, bitte, nicht zuschauen!"

Dem Mädchen wurde langsam die Zeit knapp. "Also gut", erwiderte sie leicht genervt, "dann schauen die halt nicht dabei zu ..."

Und wie sie die Buben erleichtert nicken sah, fügte sie noch hinzu:

"Aber das gilt nur, wenn ihr euch gesittet benehmt und euch ordentlich wascht und euch was ordentliches anzieht. Mit Ferkeln will ich nichts zu tun haben, verstanden?"

"Ja, ja ... natürlich", stammelten die Buben verständnisvoll, "ist doch Ehrensache ..."

"Also, bis um fünf Uhr", verabschiedete sie sich von den Buben, "und nun lasst mich durch. Ich habe noch zu tun."

Die Buben sprangen eilig auseinander, um ihr den Weg frei zu machen.- Und Hermann Dudelbeck verneigte sich noch vor ihr und versprach, daß sie das niemals in ihrem Leben bereuen würde.

Wie eine Herde aufgeschreckter Schafe rannten die Buben kichernd mit zitternden Knien erst einmal in Richtung Ziegelei. Wie sie in ihrem Hauptquartier versammelt waren, setzte sich jeder in eine Ecke und starrte wie blöd vor sich hin. Sie sprachen lange Zeit kein Wort. Man durfte durchaus vermuten, daß sie über ihre Courage ein wenig erschreckt waren und nun, wo es wirklich geschehen sollte, Angst bekamen.

"Muss man dabei die Hosen ausziehen?" fragte Heiner Moorbrand unsicher.

"Na klar", erwiderte Willi Wehlich, "wie willst du das denn sonst machen?"

Worauf Heiner keine Antwort wusste und die anderen Buben auch nicht. Nur, ihre Hosen wollten sie vor der nicht ausziehen, auf gar keinen Fall, das wussten sie genau.

Also fragte Hermann Dudelbeck den Heini, wie er das denn bei ihr gemacht habe. Und weil der nur blöde zu stottern begann und ihnen auch nicht weiter half, erinnerten sich die Buben wieder an den Zorn, den Heini bei ihnen hervorgerufen hatte und daß er sie um ihr Geld und um die anderen Sachen betrogen hatte. Und ihre Blicke wurden finster und sie erhoben sich und schritten drohend auf Heini zu und verprügelten ihn nach strich und Faden, daß er heulend hinauslief und sein Heil in der Flucht suchte.

"Also", ergriff Willi Wehlich endlich wieder das Wort, "mein Alter säuft immer eine Flasche Schnaps, bevor er zur dicken Roswitha geht ..."

Die Buben nickten und beschlossen, sich vorsichtshalber ein paar Flaschen zu besorgen.

Und Heiner Moorbrand hatte von den größeren Jungs mal mitbekommen, daß man danach immer eine Zigarette rauchen muss, weil das das Beste sei.

Das hatte Hermann Dudelbeck auch schon mal gehört. Wichtig sei dabei nur, so Heiner Moorbrand es gehört, daß es eine filterlose Zigarette sei, weil die anderen nur Weicheier rauchen würde.

Also beschlossen sie, daß Willi Wehlich eine Schachtel Overstolz von seinem Vater klaut, um den Inhalt mit den anderen Jungs zu teilen, weil, wie sie sich scharfsinnig überlegt hatten, jeder nur eine Zigarette davon brauche.

Und dann beschlossen sie noch, daß niemand von den Buben vor ihr seine Hosen herunter lässt und beschlossen noch so einiges, was praktisch gesehen Blödsinn war.

Und wie die sich das alles so vorstellten, ging es ihnen schon wieder recht gut, und sie wurden mutig und ihre Augen begannen zu leuchten und sie konnten es kaum noch erwarten.

Die Zeit eilte und sie zogen voller Erregung los, um sich fein zu machen. Um halb vier wollten sie sich wieder mit dem Schnaps in der Ziegelei treffen.

Jedem Buben, den sie an jenem Nachmittag getroffen hatten, erzählten sie voller Stolz, daß sie es heute machen würden, daß es heute geschehen würde, sie gleich die Gouvernante von den Molkes bügeln würden, die sie schon sehnsüchtig im Hause des Bürgermeisters erwarte.

Und wer das hörte bekam große, staunende Augen und bewunderte die glücklichen Helden und beneidete sie sogar.

So verbreitete sich die Neuigkeit in Windeseile unter den Knaben im Städtchen. Und wer glaubte, diese Neuigkeit nur wenig später, anderen Freunden berichten zu können, musste enttäuscht zur Kenntnis nehmen, daß die das schon wussten.

Jahre später sprachen sie noch darüber. Und ihre Kinder erzählten noch ihren Kindern die Geschichte von den vier Buben, die es als einzige jemals mit der Gouvernante getrieben hätten.

Und die Enkel von Hermann Dudelbeck, Heiner Moorbrand, Willi Wehlich und Friedel Fliegenköttel waren auf ihre Großväter besonders stolz und genossen allein wegen dieser Tatsache über all die Jahrzehnte ein gewisses Ansehen in dem Städtchen.

Was aber niemand wusste, bis heute nicht, ist, daß sich an jenem Nachmittag in Wirklichkeit alles ganz anders abspielen sollte:

Sie hatten sich fein gemacht, das ist wahr, ihren Sonntagsanzug angezogen, die Schuhe gewienert, Fett in die Haare geschmiert und von jedem Duftwässerchen, was sie fanden, ein wenig oder auch vorsichtshalber etwas mehr, über ihre makellosen Bubenkörper gegossen.

So hatten die Bürger des Städtchens die Buben von der Bande, die sich 'Die Verfluchten' nannte, nie vorher gesehen. Wer sie damals gesehen hatte, war erstaunt wie entzückt, als die Buben sie voller Glückseligkeit anlachten, jeden fröhlich grüßten, wobei sie sogar einen tiefen Diener machten.

Wäre es nicht ein Werktag gewesen, hätte jeder geschworen, die Buben hätten sich für den Kirchgang so fein gemacht. Doch wenn sie einen passierten, hinterließen sie eine süßliche Duftwolke, die derart dick und aufdringlich war, daß man hätte meinen können, sie kämen gerade aus einem billigen Bordell.

Friedel Fliegenköttel hatte keinen Schnaps besorgen können, Hermann Dudelbeck und Heiner Moorbrand auch nicht, dafür hatte Willi Wehlich neben den Zigaretten noch drei Flaschen mitgebracht.

Sie hatten die zweite Flasche noch nicht halb geleert, als Friedel Fliegenköttel plötzlich ganz weiß im Gesicht wurde und seine Augen plötzlich groß und größer wurden, er plötzlich zu rülpfen begann und im selben Moment seine Bohnensuppe nicht mehr bei ihm bleiben wollte und sich über seinen schicken Anzug ergoss, von oben bis unten ...

Erschreckt schaute er die Buben an, die sich auch keinen Rat wussten. Und dann kam auch noch sein Birnenkompott hinterher. Und von da an war er nur noch am Würgen und Stöhnen und aus seinem Mund floss bald nur noch bitterer, gelber Gallensaft und aus seinen Augen salzige Tränen. Irgendwann kroch er dann auf allen Vieren hinaus und ließ die anderen Buben allein.

Die Flasche war noch viertel voll, als Hermann Dudelbeck zum Abmarsch blies. Unter ihren Füßen begann der Boden zu wanken, ihre Köpfe wagten sie nur noch behutsam zu bewegen.

Und wie sie nach draußen an die frische Luft kamen, wurde auch dem Willi Wehlich plötzlich kotzübel. Er blickte ungläubig auf die Flasche in seiner rechten Hand, wankte kurz, rülpste, grinste und setzte die Flasche noch einmal an, um einen letzten kräftigen Schluck daraus zu nehmen. Wobei ihm offensichtlich nicht bewusst war, daß er längst auf der schmalen Bohle stand, die über den Tongraben führte.

"Pass auf", riefen seine Freunde ihm noch zu.

Da war es schon zu spät. Er verlor das Gleichgewicht, warf die Schnapsflasche noch im hohen Bogen von sich und lag Sekunden später in ganzer Länge im weichen, roten Ton.

"Wir können nicht mehr auf dich warten", hörte er noch die Stimme von Hermann Dudelbeck sagen. Dann wurde es still um Willi Wehlich und er begann zu stöhnen und zu flennen.

Es war schon spät. Hermann Dudelbeck und Heiner Moorbrand mussten sich eilen. Es war heiß an jenem Tag und sie schwitzten. Doch je näher sie Schüttelmanns Haus kamen, desto aufgeregter und fröhlicher wurden sie.

"Für Fliegenköttel ... hicks ... mach ich's ihr mit ...", schnaubte Heiner Moorbrand, um seine Ansprüche zu sichern.

"Und ich für Wehlich ...", ließ Hermann Dudelbeck ihn wissen.

So kamen sie an Beckmanns Garten vorbei. Beckmanns Garten lag nur drei Häuser vom Schüttelmann entfernt und war im ganzen Städtchen berühmt für seine wunderschönen Zuchtrosen.

"Die nehme ich ihr mit ...", lallte Heiner Moorbrand entzückt und war hurtig über die spitzen Eisenstangen des Zauns geklettert.

"Bring für mich auch welche mit ...", rief Hermann Dudelbeck ihm noch nach.

So wankte der Heiner durch die sorgsam behüteten Stauden und nahm von den roten und den gelben und den weißen, fluchte hin und wieder "Aua" oder was anderes, stolperte noch über einen fest gespannten Draht, versuchte mit den Händen in einem dornigen Rosenbusch Halt zu finden, was ihm wohl sehr weh tat, suchte eilig die zerstreuten Rosen vom Boden auf, reichte sie Hermann über den Zaun, als der alte Beckmann mit einem Knüppel in der Hand aus dem Haus gerannt kam, geradewegs auf Heiner Moorbrand zu.

"Verbrecher, Mörder, Halunken ..." schimpfte der wutentbrannt.

Erschreckt packte Heiner die Spitzen der Eisenstäbe, wollte mit einem Satz der Gefahr entkommen, blieb an etwas hängen, schrie ganz laut auf und mochte sich auf den Spitzen liegend nicht mehr bewegen.

Hastig sammelte Hermann Dudelbeck noch einige Rosen vom Gehsteig auf, um dann, so schnell er konnte abzuhausen.

Aus der Ferne hörte er noch das Gezeter vom alten Beckmann und den Heiner einige Male laut schreien.

Wie er keuchend an Schüttelmanns Türe kam, war er so fertig, daß er nicht so schnell atmen konnte, wie er Luft brauchte. Und dann begann er auch noch zu Würgen und wurde blass und schluckte so schnell er konnte, damit sein Grießbrei blieb, wo er war. Nach einigen Minuten hatte er sich gefangen, atmete noch einmal tief durch und klopfte an.

"Um fünf hab ich gesagt", schnauzte sie, wie sie die Tür öffnete. Er zuckte verzweifelt mit den Schultern.

"Wo sind die anderen?" wollte sie wissen.

"Die sind ... keuch ... keuch ... nicht da", stammelte er, "ich mach's für die mit ...", und hielt ihr den malträtierten Rosenstrauß entgegen.

"Oh", sagte sie verzückt, "sind die für mich?"

Er nickte.

"Die sind aber schön. Du bist ja ein richtiger Kavalier", lobte sie ihn und ließ ihn herein.

Wie sie verschwand, um die Blumen zu versorgen, stand er allein im Flur, sein Körper begann zu beben und die Knie wurden ihm butterweich.

"Gleich wird es geschehen ...", dachte er unentwegt, "endlich ... hechel ... hechel gleich geht's los."

Seiner Erregung entsprechend, hatte die Natur sich schon auf das kommende Ereignis vorbereitet: Er war bereit.

Der große Molke war ohnmächtig vor Wut und Verzweiflung. Sie hatte ihn und seinen Bruder in die gute Stube geschickt. Dort sollten die beiden warten und sich still verhalten und es nicht wagen, den Raum zu verlassen, bis sie mit ihren Kumpanen fertig sei, hatte sie ihnen gesagt.

Niemals in seinem Leben hatte Molke sich derart gedemütigt gefühlt, schwor sich, bevor er sich selbst das Leben nimmt, den Dudelbeck abzuschlachten. "Das sollen sie noch bitter bereuen", schwor er sich, "bitter bereuen ... allesamt ..."

"Bist du soweit?", fragte sie Hermann Dudelbeck, als sie zurück kam "wollen wir jetzt anfangen?"

Sein Herz begann zu rasen, Schweiß lief über seinen Rücken. Er wollte was sagen, doch war zu aufgeregt. Die Worte blieben ihm erschreckt im Halse stecken und trauten sich nicht hinaus. Er nickte gierig.

"Gut", sagte sie, "dann nimm den Koffer und bringe ihn zum Bahnhof."

Der Koffer war ihm vorher gar nicht aufgefallen. Er stand in der kleinen Nische. Verwirrt blickte Hermann Dudelbeck die Kleine an.

"Nun mach schon", drängelte sie ihn, "ich habe noch anderes zu tun."

Er verstand nicht recht: "Was soll ich denn mit dem Koffer machen?"

"Zum Bahnhof bringen. Bist du taub? Oder hast du es dir schon wieder anders überlegt?", antwortete sie.

"Nein, nein", erwiderte er verwirrt, "aber ... hicks ... wohin soll ich den denn bringen?"

"Zum Bahnhof ... Das habe ich dir doch gesagt ..."

"Soll ich ihn da stehen lassen?"

Sie wurde ungeduldig: "Gib ihm den Bahnhofsvorsteher und bitte ihn, es genauso zu machen, wie er es bei Heini gemacht hat."

"Ach so", erwiderte Hermann erleichtert, griff den Koffer, der sehr schwer war, und zog nachdenklich ab ... die lange Akazienallee hinauf ... durch die Unterführung ... die Hauptstraße entlang ... rechts am Heldenplatz vorbei ... über den Bahnhofsvorplatz ... durch die Bahnhofshalle ... auf den Bahnsteig.

Als er endlich den Bahnhofsvorsteher gefunden hatte, wusste der mit Hermanns Gelaber nichts anzufangen. Und wie der mitbekam, daß in dem Koffer nur Steine waren, glaubte er sich verhöhnt, hatte Hermann eine gelangt und wollte ihn vom Bahnhof verscheuchen.

Was nicht so einfach war, weil Hermann, um die Sache nicht zu vermässeln, darauf bestand, daß der Bahnhofsvorsteher es genauso mit ihm machen sollte wie mit Heini.

Was der Bahnhofsvorsteher nicht einsah. Zum Schüttelmann wollte er ihn nicht begleiten. Weshalb er sich darauf beschränkte, dem Hermann eine zweite Ohrfeige auf die andere Seite zu verpassen.

"So", sagte er daraufhin, "und jetzt nimm den Koffer und bringe ihn zum Fräulein zurück ... aber hurtig ... verstanden!?"

Hermann blickte ihn entgeistert an: "War das schon alles?"

"Waaassss", schnauzte der Bahnhofsvorsteher, "reicht dir das immer noch nicht? Willst du noch eine haben?"

Wie Hermann sah, daß der schon wieder mit der Hand ausgeholt hatte, griff er panikartig den Koffer und schleifte ihn so schnell er konnte hinaus ... über den Bahnhofsvorplatz ... die Hauptstraße entlang ... links am Heldenplatz vorbei ... durch die Unterführung ... und dann die lange Akazienallee hinunter ...

Völlig ermattet klopfte er an Schüttelmanns Tür. Der Alte öffnete.

"Du Halunke wagst dich hierher?", brüllte der gleich los, "dein Kollege sitzt schon bei der Polizei ..."

Und bevor Hermann Dudelbeck verstand, was eigentlich los war, hatte der Alte den dornigen Rosenstrauß geholt und dem Hermann so fest in die Arme gedrückt, daß der laut aufschrie.

Wie er vom Schmerz gepeinigt den Strauß fallen ließ, griff der alte Schüttelmann in Hermanns gefettetes Haar, zog ihn daran in die Höhe und knallte ihm eins auf die linke Wange, daß es dem Hermann gleichermaßen heiß wie kalt den Rücken herunter lief.

"Wage es nicht, noch einmal in diese Gegend zu kommen", herrschte er ihn an. "Und nun bringst du dem Beckmann seine Rosen wieder. Verstanden!"

Bar seiner Sinne sammelte Hermann die zerstreuten Rosen auf. Wie er sich zum Gehen anschickte, hörte er noch von hinterrücks eine zarte Mädchenstimme fragen: "Hat alles geklappt?"

Hermann wandte sich um und schaute in ihr argloses, lächelndes Gesicht.

"War es so, wie du es haben wolltest?", fragte sie ihn freundlich, "bist du jetzt zufrieden?"

Hermann Dudelbeck nickte verwirrt, wobei er das Beste, nämlich die Zigarette danach, total vergessen hatte.

Genau so war es damals an jenem Nachmittag. So ist es wirklich gewesen. Alles andere sind frei erfundene Geschichten, nichts als Gerüchte.

Natürlich hatte der große Molke sich damals sehr darüber gefreut. Ohne daß er es jemals für möglich gehalten hätte, war seine scheinbar verlorene Ehre auf wundersame Weise scheinbar wieder gerettet.

Von den anderen Buben aber hatte sich niemand getraut, die Wahrheit zu berichten. Getrost dem Wort: "Der Kavalier genießt und schweigt" hatten sie darüber nie mehr ein Wort verloren und ihr Geheimnis mit in ihr Grab genommen.

Einzig das Gerücht überlebte noch etliche Generationen, genaugenommen bis heute ...

Dabei hätte schon damals jeder im Städtchen erkennen können, daß an dieser Sache irgend etwas nicht in Ordnung war:

Wie zum Beispiel hätte es angehen sollen, daß Friedel Fliegenköttel es mit dem jungen Fräulein trieb, wo er doch gerade zu der Zeit, im Krankenwagen liegend, sogar mit Blaulicht und Martinshorn, in das Kreiskrankenhaus der anderen Stadt überführt wurde? Dort erst konnten sie nämlich die wahren Gründe seiner Unpässlichkeit feststellen.

Und wie zum Beispiel hätte es angehen sollen, daß Willi Wehlich bei ihr gewesen sein soll, wo doch jeder wusste, daß der alte Brathering ihn genau zu der Zeit aus der Tongrube gefischt hat, wo er dreckig wie eine Wildsau, mit gebrochenem Daumen in seiner Kotze lag?

Und wie zum Beispiel hätte es angehen sollen, daß Heiner Moorbrand zur selben Zeit bei ihr gewesen sein soll, in der er auf dem Polizeirevier verhört wurde?

Und Hermann Dudelbeck war an jenem Nachmittag mit dem Koffer beschäftigt. Das haben damals viele gesehen. Und wie er zurückkam vom Bahnhof, war der alte Schüttelmann längst im Haus ...

Aber das interessierte damals niemanden. Die Buben im Städtchen zogen es vor, zu glauben, was sie wollten. Die Wahrheit wollte keiner wissen, die machte ihnen wohl keine Lust.

Ja, selbst die Kinder und die Enkel und die Urenkel hätten wissen können, daß an dieser Geschichte nichts dran gewesen sein konnte. Die Sache war nämlich aktenkundig geworden. Das wusste damals doch das ganze Städtchen, von nichts anderem hatte man damals gesprochen.

Der Beckmann hatte nämlich den Heiner Moorbrand wegen Vandalismus verklagt und Schadensersatz gefordert. Woraufhin der alte Moorbrand, der ja Sozialist war, den Beckmann wegen gefährlicher Körperverletzung verklagt hatte und Schadensersatz für die zerrissene Hose haben wollte.

Weil aber Heiner Moorbrand schon bei seiner ersten Polizeivernehmung behauptete, daß Hermann Dudelbeck der Anführer gewesen sei, weshalb ja die Polizei an jenem Abend noch bei der Familie Dudelbeck vorstellig wurde, verklagten die Moorbrands noch den Hermann Dudelbeck wegen Anstiftung zu einer Straftat.

Wie Hermann, nach eindringlicher Bearbeitung mit einem Rohrstock, seinem Vater beichtete, daß er die Rosen zu den Schüttelmanns gebracht habe, verklagten die Dudelbecks den Schüttelmann wegen Hehlerei.

Was der Beckmann, der das ja mit eigenen Augen gesehen hatte, bezeugen sollte.

Die Fliegenköttels verklagten die Wehlichs, weil, wie Friedel beschwor, der Willi den Schnaps besorgt habe, wegen Verführung Minderjähriger zum Alkoholismus sowie Unterlassung der elterlichen Aufsichtspflicht.

Diese Klage wurde auch vom Bund der aufrechten Frauen unterstützt.

Die Wehlichs wiederum bestritten diesen Vorwurf. Wie der Willi im Laufe seiner peinlichen Befragung mittels Sägelatte zugab, daß der Schnaps vom Kaufmann stamme, verklagten die Wehlichs den Kaufmann wegen verbotener Abgabe von Alkohol an Minderjährige.

Auch diese Klage wurde vom Bund der aufrechten Frauen unterstützt, die zudem forderten, daß man dem Kaufmann zum Schutze der Jugend sofort seine Einzelhandelserlaubnis entziehen möge.

Diese Meinung wurde von den Fliegenköttels und Moorbrands mit getragen.

Der Kaufmann aber behauptete, daß das alles nicht wahr sei und er niemals an Willi den Schnaps verkauft habe. Da Willi aber selbst nach einer weiteren peinlichen Befragung seine Aussage nicht ändern wollte, folgerte der Kaufmann daraus, daß Willi die Flaschen dann nur gestohlen haben konnte und verklagte ihn wegen Diebstahls.

Worauf die Wehlichs ihre Klage gegen den Kaufmann auf üble Nachrede und der Kaufmann seine Klage gegen die Wehlichs auf Geschäftsschädigung erweiterten.

So wurde jede Minute der betreffenden Buben an jenem Nachmittage polizeilich überprüft und erfasst und in den Gerichtsakten niedergeschrieben. Was alles nachzulesen war.

Man wunderte sich damals nur darüber, daß die beiden Molkes mit dieser Sache nichts zu tun gehabt haben sollen.

Als einzige Erklärung dafür glaubte man letztendlich der Ansicht von Frau Fliegenköttel, die meinte, daß das wohl auf den heilsamen Einfluss ihrer jungen Gouvernante zurückzuführen sei.

Das aber war für die braven, angesehenen Bürger, die durch ihre Buben in diese missliche Situation gekommen waren, ein besonderes Ärgernis: daß gerade der verkommene Schüttelmann mit seinen ungezogenen Buben allein durch die Gouvernante so gut dastand, konnten sie schlecht verdauen.

Und irgendwie, tief in ihrem Inneren, hatten sie das Gefühl, daß im Schüttelmann mehr steckte, als sein Schein, daß er klüger war, als alle anderen, daß er ihnen voraus war. Wofür sie ihn nun besonders hassten.

Die ganze Sache dauerte aber eigentlich nur drei Tage, genaugenommen bis das Mädchen ins Krankenhaus kam. Was eine ziemlich merkwürdige Geschichte war.

Am vierten Tag nach jenem Nachmittag, es war morgens, als die Zeitung des Städtchens, was ja das Volksblatt war, in die Häuser gebracht wurde und jeder Bürger von der tapferen Tat der sieben Buben lesen konnte, war alles anders.

Dort stand nämlich auf der ersten Seite in dicken Buchstaben geschrieben:

Wir sind stolz auf unsere jungen Helden.

Und dann folgte der Bericht, wie die sieben Buben durch ihr schnelles und umsichtiges Handeln das Leben des jungen Fräuleins gerettet hätten, welches im Hause des Bürgermeisters als Gouvernante angestellt sei.

Und dann stand da noch, daß die Buben durch ihre beispielhafte Tat jedem Buben im Städtchen zum Vorbild gereichen würden.

Und dann waren da noch die sieben Bilder der Buben abgedruckt, mit ihren Namen und ihrem Alter: das vom großen Molke, vom kleinen Molke, vom Hermann Dudelbeck, vom Willi Wehlich, vom Heiner Moorbrand, vom Friedel Fliegenköttel und vom kleinen Bernie.

Auf der vierten Seite, was ja die Lokalseite war, fand man noch ein Interview mit dem Lehrer Fliegenköttel, der das Fräulein persönlich kennengelernt hatte und sie als ein umsichtiges und kluges Fräulein beschrieb, welches sich besonders um die Zusammenarbeit zwischen Eltern und Schule zum Wohle der Kinder kümmern würde.

Und er hob hervor, wie gut ihr Einfluss auf ihre Schützlinge sei, deren wunderbare Wandlung zum Guten er bereits nach kürzester Zeit beobachten durfte.

Gleich darunter war das Interview mit Auguste Flickenschild zu lesen, die besonders erwähnte, daß nunmehr bewiesen sei, wie positiv sich eine strenge Erziehung auf Buben auswirke. Nur so, referierte sie, könne das unvollkommene geschlechtsspezifische Erbgut von Männern frühzeitig behandelt werden.

Das diese Arbeit nur von Frauen vollbracht werden könne, liege in der Eigenart der Sache, weshalb sie fordere, die gesamte Erziehung von Buben ausschließlich in die Hände von Frauen zu legen und nur noch weibliche Lehrkräfte zuzulassen und für heranwachsende Mädchen einen besonderen Bildungsweg zur Gouvernante einzurichten.

Der Apotheker Dudelbeck machte darauf aufmerksam, daß die Einstellung einer Gouvernante auch mit Kosten verbunden sei, die nicht jeder tragen könne. Und im übrigen zeige diese Angelegenheit, daß auch ohne Gouvernante eine gute Erziehung möglich sei, wie das Verhalten seines Sohnes Hermann ja zeige. Womit er aber keineswegs die Leistungen einer ausgebildeten Gouvernante schmälern wolle, was das junge Fräulein ja zweifelsfrei bewiesen hätte.

Vom Sägereibesitzer Wehlich war zu lesen, daß er Gouvernanten für Quatsch halte, wofür sein Sohn Willi ein gutes Beispiel sei.

Der Sozialist Moorbrand beschwerte sich darüber, daß der Bürgermeister Schüttelmann, hinter dem Rücken aller Bürger der Stadt, Maßnahmen zur Erziehung seiner Buben ergriffen hätte, die alle anderen benachteiligen würden.

Sodann machte er darauf aufmerksam, daß das ein typisches Verhalten von Kapitalisten sei, die sich ausschließlich auf Kosten der arbeitenden Klasse Vorteile verschaffen würden.

Letztendlich forderte er, daß die Gouvernante allen Bürgern des Städtchens zur Verfügung stehen müsse und nicht ausschließlich dem Schüttelmann.

Und die Bürger, die das lasen, kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Vom Schüttelmann stand nichts geschrieben. Der hatte nämlich den Redakteur mit der Bemerkung hinausgeworfen, daß er für so ein Blödsinn keine Zeit hätte. Worauf der Redakteur sehr verärgert war.

Schon Tags darauf war eine erneute Schlagzeile im Volksblatt zu lesen:

Rektor ehrt unsere Helden.

Darunter sah man ein Bild von den sieben Buben, wie sie in der Turnhalle der Schule neben dem Rektor standen, der gerade eine Rede vor den Schülern hielt. Die Rede war in ganzer Länge auf den Seiten vier und fünf nachzulesen.

Auf Seite acht stand noch, daß das Fräulein Gouvernante leider noch immer im Koma liege, man aber guter Hoffnung sei.

Einige Tage später hieß es dann:

Ehrevoller Empfang unserer Helden in der Bezirksstadt.

Wieder war ein Bild dabei, wie die fünf Buben in der Aula des Gymnasiums vom Oberstadtdirektor persönlich einen Blumenstrauß empfangen.

Es waren auch viele geladene Ehrengäste da und der katholische Mädchenchor sang das Lied 'Preiset den Erlöser juchhelala', wofür es großen Beifall gab.

Der alte Schüttelmann wollte nicht, daß die beiden Molkes mit in die Kreisstadt fuhren, weshalb sie auch nicht mehr erwähnt wurden.

Auf Seite acht stand noch, daß die Gouvernante, obwohl noch sehr schwach, auf dem Wege der Besserung sei.

Auch die Bezirkszeitung hatte jetzt dieses Thema aufgegriffen und ausführlich darüber berichtet. Die fünf tapferen Buben, hieß es da, zeige die Charakterstärke unserer Jugend und gebe Anlass, vertrauensvoll in die Zukunft zu sehen.

Worauf Auguste Flickenschild einen Leserbrief an die Bezirkszeitung schrieb, worin sie sich darüber beklagte, daß einmal mehr die Leistungen der Mädchen unerwähnt blieben und sie ihre Ansichten darüber im Detail äußerte und noch einmal auf das Vorbild des jungen Fräuleins hinwies, welches als Gouvernante zu Ehren gekommen sei und als Vorbild für alle Mädchen stehen würde.

Über dieses Thema wurde übrigens in der Bezirkszeitung noch lange und ausführlich mit unterschiedlicher Meinung diskutiert.

Und wenige Tage danach war im Volksblatt zu lesen:

Unsere fünf Helden in Hauptstadt eingeladen !

Darüber sprach jeder im Städtchen. Die fünf Buben sollten dort nämlich im Rahmen einer großen Feierlichkeit von seiner Exzellenz persönlich fünf Tapferkeitsmedaillen überreicht bekommen.

Auf Seite acht war noch zu lesen: Gouvernante aus Koma erwacht ... aber noch sehr schwach ...

Am nächsten Tag wusste das Volksblatt von den Buben nichts Neues zu berichten. Aber Tags darauf vom Fräulein. Auf Seite zwei stand ein kleiner Artikel, der die Bürger des Städtchens etwas beunruhigte.

Er besagte nämlich, daß es bei dem jungen Fräulein nach Aussage der Ärzte vom Kreiskrankenhaus, zu einer kleinen Komplikation gekommen sei, die eine Verlegung in ein anderes Krankenhaus erfordere. Was aber nur eine Vorsichtsmaßnahme sei und zur Beunruhigung keinen Grund gebe ...

Ja, und auf der letzten Seite gab es noch eine traurige Mitteilung: Oma Brösel war gestorben.

Ganz plötzlich, für alle überraschend und unfassbar, stand da. Was war für viele im Städtchen ein großer Schock war, denn Oma Brösel war bekannt für ihren vorzüglichen Schmelzkäse.

Der alte Schüttelmann hatte schon häufig überlegt, ob er Oma Brösel nicht verklagen sollte. Womit er rechtlich bestimmt erfolgreich gewesen wäre, denn die Oma hatte nie eine Handelserlaubnis besessen und führte auch keinen Pfennig Steuern ab.

Aber darum ging es ihm nicht. Er ärgerte sich darüber, daß die Leute Oma Brösel's Schmelzkäse dem seinen vorzogen. Er machte sie an seiner misslichen Geschäftslage mit schuld. Doch eine Klage gegen Oma Brösel hätte ihm jeder im Städtchen verübelt, politisch wäre das nicht gut gewesen. So musste er abwägen, womit es nun, wie er glaubte, Gott sei Dank vorbei war.

Dann, eine Woche später, stand es in allen Zeitungen im Lande: Exzellenz ehrte fünf Buben mit der Tapferkeitsmedaille.

Das Volksblatt berichtete ganz ausführlich darüber. Aber auch die anderen Zeitungen schrieben sehr wohlwollende Artikel und druckten auch die Bilder der Buben ab. Wie sie mit ihren Eltern von der Hauptstadt nach Hause kamen, wurden sie auf dem Bahnsteig von der Feuerwehrkapelle empfangen und im feierlichen Zug mit Musik zum ‚Goldenen Ochsen‘ begleitet, wo man ein großes Essen bestellt hatte und jeder von dem Ereignis in der Hauptstadt Näheres erfahren wollte.

Die fünf Buben mussten ihre goldene Tapferkeitsmedaille anstecken und jeder wollte sie sehen und bestaunen. Aber glücklich sahen die Buben dabei nicht aus.

Die Dudelbecks und Moorbrands und Fliegenköttels und Wehlichs waren, nachdem das alles passiert war, so stolz auf ihre Buben, daß sie ihre Klagen vor Gericht zurückzogen. Was das Gericht, welches damit ohnehin völlig überfordert war, mit Freude zur Kenntnis nahm.

Einzig der Beckmann und der Kaufmann blieben von dem Trubel unbeeindruckt. Sie verstanden ohnehin nicht, daß man um diese Verbrecher so viel Aufsehens machte. Für sie stank die ganze Sache meilenweit zum Himmel. Sie kannten die Buben anders, so wie sie wirklich waren. Sie glaubten sich als einzige noch bei klarem Verstand und bestanden auf ihren Klagen. So mussten auch Moorbrands weiter gegen Beckmann klagen und Wehlichs gegen den Kaufmann.

Das ging auch noch eine ganze Weile so hin und her, genaugenommen bis das Mädchen, was von alldem nichts mitbekommen hatte, aus dem Krankenhaus entlassen wurde.

Eines Morgens, es mag ein oder zwei Wochen danach gewesen sein, sah man sie aufrecht mit festem Blick auf dem Bürgersteig in Richtung Beckmanns Haus gehen, mit ihr die sieben Buben: die beiden Molkes, der Hermann Dudelbeck, der Heiner Moorbrand, Willi Wehlich, Friedel Fliegenköttel und der kleine Bernie, wobei alle Buben, bis auf die beiden Molkes, stolz ihre Tapferkeitsmedaille am Jackett trugen.

Man hatte sich damals so sehr darüber gewundert, weil zu der Zeit die Buben eigentlich in der Schule hätten sitzen sollen.

Und noch mehr hatte man sich wenige Tage später im Städtchen gewundert, als dieses große, schwarze Auto mit dem Kennzeichen aus der Hauptstadt durch die Akazienallee gefahren kam und vor dem Haus des alten Schüttelmanns stehen blieb.

Das Volksblatt war auch schon da und erwartete mit seinem Redakteur und einem Fotografen das seltsame Ereignis.

Der Chauffeur stieg aus, klopfte an Schüttelmanns Tür und dann kam sie, das Fräulein, zart und aufrecht mit ihrem freundlichen Lächeln und ihren offenen Augen, links von ihr ging der große Molke, in seinem Sonntagsanzug und rechts von ihr der kleine Molke. Und wie sie sich dem Automobil näherten, machte der Fotograf einige Bilder.

Der Chauffeur öffnete die Tür des Wagens und eine schlanke, elegante Dame mittleren Alters, welche aussah wie eine Gräfin, stieg aus. Die beiden Frauen lächelten sich freundlich zu und die Dame, die aussah wie eine Gräfin, begann eine Rede zu halten.

Sie sagte, daß sie im Auftrag seiner Exzellenz höchst persönlich unterwegs sei und geradewegs aus der Hauptstadt käme, um in seinem Namen die beiden Buben nachträglich zu ehren, die aufgrund gewisser Umstände leider nicht an der Festlichkeit hatten teilnehmen können.

Und dann sprach sie zu den Buben, daß sie sehr viel Respekt vor ihrem Mut hätte und genau wisse, welche Tapferkeit dazu gehöre, so etwas zu vollbringen. Worauf die beiden Buben errötend zu Boden blickten.

Es gäbe noch viele angeblich starke Männer, sagte sie noch, die so etwas nicht wagen würden, denen dazu Mut wie Tapferkeit fehlen würden, sagte sie. Wieder erröteten die beiden.

Und dann steckte sie den stolzen Buben die Tapferkeitsmedaillen ans Jackett und überreichte ihnen noch die Urkunden, die von seiner Exzellenz eigenhändig unterzeichnet und mit dem Siegel versehen waren.

Und einige Leute behaupteten später, daß sie deutlich gesehen hätten, wie das Fräulein die Buben angeblickt und kaum merklich mit dem Auge zugezwinkert habe.

Der alte Schüttelmann hatte daraus am nächsten Tag aus der Zeitung erfahren und ein höllisches Spektakel mit dem Fräulein anfangen wollen, worauf sie sich aber nicht einlassen wollte.

Nun egal, das geschah später. Jedenfalls zog Beckmann noch am selben Tag, an dem sie mit den sieben Buben zu ihm ging, seine Klage zurück.

Und am nächsten Tag sah man die Buben gemeinsam mit dem alten Beckmann im Garten arbeiten und seine Frau brachte zum Nachmittag noch Trinkschokolade und einen frisch gebackenen Marmorkuchen, den sie fröhlich miteinander verspeisten.

Wie schon gesagt: Das meiste davon konnte man in den Zeitungen nachlesen und vieles davon war aktenkundig festgehalten und viele Bürger im Städtchen hatten vieles mit eigenen Augen gesehen.

Und dennoch war das nur der Schein, nicht einmal die Hälfte der Wahrheit, beinahe schon eine Lüge.

Was damals wirklich geschah, die ganze Wahrheit, wussten nur wenige, im Grunde nur die sieben Buben und natürlich das Fräulein.

Dieses Geheimnis hatten sie gehütet wie ihren Augapfel und letztendlich mit in ihr Grab genommen.

Dennoch ist es möglich, die wahre Geschichte zu rekonstruieren, vielleicht nicht alles, jedoch vieles, das Wesentliche: Man mag Tatsachen sehen, Gerüchten lauschen, diese mit Zeugenaussagen vergleichen, in Zeitungen und Dokumenten nachschlagen, Bruchstücke zusammensetzen, Lücken mit Spekulationen füllen ...

Denn wenn es jetzt nicht getan wird, wird das Geheimnis um das Städtchen wohl für alle Ewigkeit verborgen bleiben.

Einige mögen vielleicht traurig sein, erfahren zu müssen, daß ihr Bild von der Wirklichkeit, welches sie Zeit ihres Lebens für das wahre hielten, nur ein Irrtum war, ein Irrbild, nichts denn ein Irrbild ...

Dennoch soll jeder wissen, daß das Erblühen des Städtchens weder Wunder noch Zufall war und ohne das Fräulein und ohne die Buben von der Bande, die sich einst 'Die Verfluchten' nannten, niemals stattgefunden hätte.

Es begann ... eigentlich schon mit ihrer Ankunft ... damals am Bahnhof ... wie sie mit dem zwei Uhr dreißig Zug gekommen war ...

Einige mögen meinen, es begann mit ihrem Besuch in der Schule ... mag sein ... jedenfalls am Tag nach diesem turbulenten Nachmittag, an dem die Buben dem Fräulein gerne näher gekommen wären, was ja leider, aus deren Sicht, misslang, hatten sie sich wieder mit den Molkes versöhnt.

Hermann Dudelbeck hatte dem großen Molke gesagt, daß die Bande mit ihm nun einer Meinung sei, die Hexe nur Unheil stifte und weg müsse und er, der große Molke nämlich, wieder der Führer sein soll.

Am dritten Tag nach jenem Nachmittag war es dann so weit. Der kleine Bernie wurde von der Bande beauftragt, das Mädchen in die Nähe der alten Ziegelei zu locken. Die beiden mussten durch die schmale, mit groben Granitsteinen gepflasterte Fischergasse gehen, um dorthin zu kommen.

Die Fischergasse war lang und verlief in einem leichten Bogen, so daß man vom Anfang nicht das Ende und vom Ende nicht den Anfang sehen konnte. Links und rechts standen dicht an dicht kleine, schon halb verfallene Fachwerkhäuser, in denen niemand mehr wohnte.

Einzig der alte Brathering, der eigentlich Schimmelpfennig hieß, aber so genannt wurde, weil er früher einmal Fischer war und im Gesicht so aussah, wie sie ihn nannten, lebte dort für sich allein. Der hatte sie als einziger dort lang gehen sehen ... von seiner Wohnküche aus ... durchs Fenster. Er schaute ihnen gelangweilt nach, ohne sich, wie es so seine Art war, weiter darum zu kümmern.

Die beiden kamen zum Westwall, wo das Städtchen eigentlich zu Ende war und außer der alten Ziegelei nur noch Wiesen und Brachland zu sehen war. Hinter einem Busch, wenige Meter abseits vom Wall, hatten sich die anderen Buben versteckt.

Sie trugen Masken vor ihren Gesichtern und hatte sich so gruselig verkleidet, daß ihnen schon unheimlich wurde, wenn sie sich selber ansahen.

Kaum daß Bernie mit dem Fräulein am Busch vorbei war, sie mögen wohl zehn oder zwanzig Meter gegangen sein, gab der große Molke das Zeichen und die Buben sprangen mit lautem Geschrei und fürchterlichen Gesten aus dem Busch hervor.

Natürlich hatte das Mädchen sich anfangs mächtig erschreckt, war ganz bleich geworden, wie es die Horde sah. Bis sie den großen Molke zu erkennen glaubte und ihn mit ernster Mine fragte, was der kindische Unsinn solle.

Worauf der große Molke nichts Rechtes zu erwidern wusste, als Anführer der Bande aber gehalten war, zu handeln, schnell und unmissverständlich ... aber ... ??? ... da erblickte er den grauen Basaltstein, welcher zufällig vor seinen Füßen lag, bückte sich plötzlich, griff danach, holte weit aus und warf den Stein in ihre Richtung.

Starr vor Entsetzen riss sie die Augen auf, da traf der schwere Stein auch schon ihre Schläfe. Sie sackte mit einem zarten Stöhnen auf den Lippen in sich zusammen und blieb regungslos am Boden liegen.

"Sie blutet ...", rief Bernie entsetzt, "sie ist tot ..."

Erschrocken blickten sich die Buben an und rannten so schnell sie konnten zur Ziegelei, um sich in ihrem Hauptquartier zu verstecken.

Dort saßen sie lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen. Sie waren käseweiß im Gesicht. Bernie weinte.

"Sie ist tot ...", schluchzte er wieder und wieder, "sie hat geblutet ..."

"Wir kommen alle ins Zuchthaus", flüsterte Hermann Dudelbeck.

"Die Leiche muss weg", bemerkte Willi Wehlich.

"Ich gehe da nicht mehr hin", protestierte Bernie.

"Hat euch wer gesehen?" fragte der große Molke den Bernie. Der schüttelte den Kopf und erwiderte: "Nur der alte Brathering ..."

Was dem großen Molke ziemlichen Kummer bereitete.

"Wenn die Leiche nicht weg kommt, gehen wir alle ins Zuchthaus", meinte Willi Wehlich.

"Die müssen wir im Moor verbuddeln", war Heiner Moorbrands Meinung.

Das Moor lag aber auf der anderen Seite vom Städtchen, weshalb man letztlich den Entschluss fasste, sie hinter der Ziegelei zu verscharren.

Zum Glück war das Mädchen recht zierlich und leicht, so daß Willi Wehlich und Hermann Dudelbeck sie ohne Probleme tragen konnten.

Friedel Fliegenköttel hatte ihr Täschchen genommen und der große Molke das Tatwerkzeug, was ja der Basaltstein war. Alles musste weg.

Willi Wehlich hatte sie bei den Füßen gepackt und Hermann Dudelbeck unter die Arme, wie sie das Mädchen über die schmale Bohle balancierten, welche ja über den Tongraben führte.

Plötzlich schlug der kleine Molke Alarm.

Erschreckt ließ Willi ihre Beine los.

"Halt sie fest du Trot ...", weiter kam Hermann Dudelbeck nicht, da hatte sie ihn schon mit in die Tiefe gerissen. Die Bohle kippte und Willi Wehlich flog hinterher.

Aus der Ferne hörten sie wen auf einem Fahrrad kommen, 'Quietsch ... Quietsch ... Quietsch ...', machte es mit jeder Umdrehung der Pedalkurbel.

Sie blieben mucksmäuschenstill.

Dann hörten sie deutlich das Scheppern. Es war der alte Brathering, der auf seinem rostigen Fahrrad angeradelt kam. Man konnte ihn schon von weitem erkennen, in seinem schmutzigen Unterhemd und seiner groben, braunen Kordhose, die viel zu groß für den schwächtigen Mann war und mit zwei breiten Hosenträgern wie eine schlapprige Tonne an seinem Körper hing.

'Quietsch ... Quietsch ... Quietsch ...' kam es näher.

Wie er auf gleicher Höhe mit den Buben war, auf die drei in der Tongrube blickte, rief Hermann Dudelbeck ihm zu: "Die ist hier runtergefallen ..."

Brathering verzog keine Mine und radelte gemächlich weiter.

"Mist", flüsterte der große Molke weinerlich, "was machen wir denn jetzt?"

Willi versuchte ihn zu trösten: "Der ist doch viel zu blöd. Der hält seine Schnauze. Kommt, packt an, die muss hier weg."

In dem Moment öffnete sie zaghaft ihre Augen, hauchte etwas, als wollte sie noch was sagen, doch ... dann war es still und sie lag da, als würde sie schlafen.

"So können wir die nicht einbuddeln", flüsterte Hermann Dudelbeck, "die lebt ja noch ..."

"Dann muss der Molke ihr noch eins verpassen", erwiderte Willi Wehlich leise und schaute den großen Molke an, der verwirrt mit dem Stein in der Hand am Rande der Grube stand und bewegungslos in ihr schlafendes Gesicht schaute.

"Du musst es tun", raunte Willi Wehlich ihm zu, "sonst gehen wir alle ins Zuchthaus."

"Er hat Recht", pflichtete Hermann Dudelbeck ihm bei, "jetzt ist es zu spät. Wenn die durchkommt, verpfeift die uns, dann sind wir dran."

"Los Molke, komm, gib ihr den Rest!" drängte Willi Wehlich ihn.

Der große Molke starrte sie unentwegt an und schüttelte den Kopf.

"Feigling ... du bist ein elender Feigling ... ein Großmaul ... Du hast uns in hier rein geritten ... jetzt hole uns auch wieder da raus!" forderten die Buben von ihm.

Wieder machte es 'Quietsch ... Quietsch ... Quietsch ...' lauter und lauter. Brathering kam zurück.

"Mach schon", zischten Willi Wehlich und Hermann Dudelbeck ihn an.

Sie lag da wie ein schlafender Engel ... so zart und zerbrechlich ... ihre schmalen Lippen waren blass wie ihr Gesicht ... und dann öffnete sie noch einmal für einen kurzen Moment ihre Augen ... ihre blauen, leuchtenden Augen ... und ihre Pupillen waren groß und schwarz ... ganz schwarz ... und ihr Blick war stumm auf den großen Molke gerichtet ...

und für einen kurzen Moment schienen ihre Blicke miteinander verschmolzen ... waren sie sich so nahe, daß ...

"Wir bringen sie zum Doktor!" befahl er, nachdem sie ihre Augen wieder geschlossen hatte.

"Ich nicht", protestierte Willi Wehlich, was auch Hermann Dudelbecks Meinung war.

"Wir alle!" befahl der große Molke.

Der große Molke wollte sich auf nichts mehr einlassen und bestand darauf, daß er der Führer sei und alle zu machen hätten, was er wolle.

So zogen sie das Mädchen aus der schmutzigen Tongrube heraus, legten es auf die Bohle und schleppten es, wie auf eine Krankenbahre liegend, den Wall hinauf, durch die Fischergasse, bis zur Einkaufsstraße.

Friedel Fliegenköttel trug ihre Tasche und der große Molke den Basaltstein. Und allen erzählten sie, daß das Fräulein unglücklich gestürzt und mit ihrem Kopf auf diesen harten Stein gefallen sei, den der große Molke auch jedem zeigte ... und man sie aus der Grube gerettet habe und nun auf dem Weg zum Doktor sei ... was Brathering bestätigen könne ...

Und es bildete sich eine große Traube von Leuten, die mitfühlend hinter den Buben herschritt.

Wie sie zum Doktor kamen, waren es wohl zwanzig oder dreißig Frauen, Männer und Kinder, die sie begleitet hatten. Und dann kam auch noch der Redakteur vom Volksblatt hinzu, der, während der Doktor das Fräulein untersuchte, die Buben im Warteraum interviewte.

Der Doktor forderte einen Krankenwagen an und ließ das Mädchen dringend in das Kreiskrankenhaus überführen.

"Sie hat großes Glück gehabt", sagte der Doktor besorgt zum Redakteur. "Wenn die Buben nicht gewesen wären, hätte sie es wohl nicht überlebt."

Und dann sah er zu den bleichen Buben hinüber und meinte noch, bevor er in seine Praxis verschwand: "Auf diese Buben können wir wahrlich stolz sein ..."

Und am nächsten Morgen stand es dann in der Zeitung ... als Schlagzeile ... auf der ersten Seite...

Die Buben waren über diesen Rummel nicht sehr erbaut. Ihnen wäre es lieber gewesen, wenn niemand davon erfahren hätte. Je größere Kreise

diese Angelegenheit zog und je mehr man sie ehrte, desto unwohler fühlten sie sich.

Die Ehrungen waren ihnen wie ein Fluch, der sie weiter und weiter ins Verderben zog. Ohne daß sie sich hätten dagegen erwehren können, wurden sie höher und höher gehoben. Und den vielen Leuten, die ihnen aus Anerkennung oder Dankbarkeit aufrecht die Hand reichten, mochten sie nicht in die Augen schauen.

Jeden Tag, jede Stunde, jede Sekunde fürchteten sie, daß die Wahrheit an den Tag kommen könne. Und sie wussten, daß dieser Tag kommen würde, irgendwann, spätestens, wenn das Mädchen aus seinem Koma erwacht und aussagt, wie es wirklich war.

Und die Schuld daran gaben sie dem großen Molke.

Die einen meinten, er hätte das mit dem Stein nie machen dürfen und die anderen, er hätte sie, wenn schon, dann auch ganz kalt machen müssen.

Als Führer wollten sie ihn nicht mehr haben und sie hofften, daß, wenn sie mit dem Molkes nichts mehr zu tun hätten, vielleicht doch noch alles gut werden würde ...

Die kleine Wunde an der Stirn des Mädchens war nicht tragisch, schlimmer war ihre schwere Gehirnerschütterung.

So lag sie einige Tage in völliger Ruhe und geistiger Abwesenheit allein im Krankenzimmer des Kreiskrankenhauses.

Dann endlich erwachte sie zum erstem mal für kurze Zeit aus ihrem Koma und man verlegte sie in das Zimmer, in dem Oma Brösel lag.

Das geschah genau an dem Tag, an dem die Buben von der bevorstehenden Ehrung in der Hauptstadt erfuhren ... und sie bekamen Panik ... und überlegten, wie sie das kommende Unheil doch noch von sich abwenden könnten.

Oma Brösel war trotz ihres hohen Alters noch sehr fidel, wenn auch einfältig in ihren Gedanken und wenig bekümmert um ihr Äußeres. Ihr Mann war schon früh im Krieg geblieben, so daß sie ihre elf Kinder alleine groß ziehen musste. Was sie auch geschafft hatte, mit Fleiß und List und Zähigkeit und ihrem berühmten Schmelzkäse.

Wobei sie immer lustig war und sich nie beklagt hatte. Und nun hatte sie schon zweiunddreißig Enkel und neun Urenkel ...

Früher wohnte sie noch mit ihren Kindern in einem der zerfallenen Fachwerkhäuser in der Fischergasse, gegenüber vom Brathering, rechter Hand, was damals das Armenhaus war.

Als sie allein war und der Sturm das Dach abgerissen hatte, wurde sie in das Altersheim verbracht, wo sie jetzt noch wohnte ...

Oma Brösel lag nicht schwer. Ihr rechter Zehnnagel war eingewachsen und weil die gelbe Eiterquelle nicht versiegen mochte, hielt man eine kleine Operation für eine gute Lösung.

Die Wunde war schnell verheilte und Oma Brösel sollte längst entlassen sein. Weil aber die Stadt ihre Kosten zu tragen hatte, dachte sich die Krankenhausleitung, daß es nicht verkehrt sein könne, wenn Oma Brösel noch etwas liegen würde.

Für Oma Brösel war das Mädchen eine gute Abwechslung. Ihr konnte sie in einem fort mit leuchtenden Augen von ihren Kindern und Enkeln und Urenkeln erzählen. Das Mädchen lag nur stumm da ... mit geschlossenen Augen. Ob es überhaupt etwas davon mitbekommen hatte, ist schwer zu sagen. Das war Oma Brösel wohl nicht wichtig.

So erzählte sie dem schlafenden Mädchen, woran man feine Herren erkennen würde und daß sie neun Buben gehabt hätte ... den Wilhelm, was der älteste war ... der war wie sein Vater ... ach ja ... und wenn er dann bla ... bla ... bla ... und dann kam bald der Gustav ... der hatte so schönes Haar, ein ganz fescher Bub ... und die Mädchen ... bla ... bla ... bla ... und der kleine August, den hättest du mal sehen sollen ... eine freche Rotznase war das ... aber immer gut und brav ... ach ja ... und ... bla ... bla ... ja ja ... so erzählte sie in einem fort ...

... daß Jungs Ferkel seien ... bla ... bla ... alle gleich seien ... bla ... bla ... sie gut darauf achten müsse, daß deren Hände und Füße stets gut gepflegt seien. Und am Freitag sei der Badetag und beim Baden der Buben müsse sie unbedingt ... bla ... bla ... bla ... ach ja ... was weiß du schon vom Leben ... schnarch ... schnarch ... schnarch ..

Oma Brösel war eingeschlafen. Irgendwann öffnete sie ihre Augen und erzählte einfach weiter:

"... den Schmelzkäse darfst du nicht zu lange ... bla ... bla ... bla ... du mußt darauf achten, daß ... bla ... bla ... bla ... am besten du ... bla ... bla ... bla ... die meisten machen den Fehler ... bla ... bla ... bla ... du darfst niemals ... bla ... bla ... bla ..."

Dann erzählte sie vom Krieg, wie sie mit den Buben und Mädels ganz allein war ... bla ... bla ... was sollten die Buben denn machen ... ohne Vater ... bla ... bla ... ach ja ... die Mädels hatten es auch nicht leicht ... bla ... bla ... Traudel hat es ja gut getroffen ... bla ... bla ... bla ... Hugo ist Kohlenträger ... der kann es noch weit bringen ... schnarch ... schnarch ... schnarch ...

"... und zum Schluss, daß ist ganz wichtig", redete sie nach dem Erwachen weiter, "nimmst du drei Tropfen ... bla ... bla ... bla ... und dann stellst du den Käse für ... bla ... bla ... schnarch ... schnarch ... schnarch ... ach Kindchen, was weißt du schon vom Leben ... als Frau, ganz allein mit den Buben ... bla ... bla ... bla ..."

Und dann belehrte sie das Mädchen, wie es Buben züchtigen müsse, daß die Weidenrute frisch und fingerdick und armlang sein soll, deren Popo stets entblößt und ... bla ... bla ... bla ...

"... auf die darfst du gar nicht hören, Kindchen ... bla ... bla ... bla ... du mußt in deren Augen gucken ... bla ... bla ... bla ... so ist es doch, Kindchen, oder nicht?"

Und dann schlief Oma Brösel auch schon wieder ein und erwachte auch wieder: "... tüchtig auf den Blanken ... hörst du ... bla ... bla ... bla ... gäh ... dann ist der Schmelzkäse fertig ... schnarch... schnarch... schnarch..."

Das Mädchen hatte sich den ganzen Tag über nicht bewegt und lag nur da ... mit geschlossenen Augen. Irgendwann wurde es Oma Brösel zu langweilig und sie war wohl auch ein wenig beleidigt ... jedenfalls blieb sie still.

Plötzlich klapperte etwas an der Tür, die sich vorsichtig öffnete. Oma Brösel richtete sich auf.

Es war der kleine Bernie mit einer Tüte in der Hand.

"Was hast du mir denn mitgebracht?" fragte sie ihn neugierig.

"Nichts", stotterte er, "das ist für das Fräulein ..."

"Das Fräulein schläft noch", erklärte Oma Brösel ihm, "wir dürfen sie nicht aufwecken."

Bernie nickte.

"Soll ich dem Fräulein die Tüte geben?" fragte sie ihn irgendwann.

Er nickte erleichtert, stellte die Tüte neben ihr Bett und verschwand wieder.

Es verging eine lange Zeit ... das Mädchen regte sich nicht. Die Neugierde machte Oma Brösel unruhig. Irgendwann schaute sie in die Tüte: Eine halbe Flasche Orangenlimonade, eine Stange Lakritze und ein Becher ihres Schmelzkäses ... Oma Brösel war entzückt und schaute skeptisch zum schlafenden Mädchen hinüber.

"Na, mein Kind", fragte sie nach einer Weile, "du möchtest den Käse wohl nicht essen, was?"

Das Mädchen blieb stumm.

"Da hast du recht Kindchen, der bekommt dir jetzt auch gar nicht", meinte Oma Brösel.

Das Mädchen blieb stumm.

"Hmmm ...", machte Oma Brösel, "... also... wenn du nichts dagegen hast, esse ich ihn auf ..."

Irgendwann am späten Abend öffnete das Mädchen endlich seine Augen. Es vernahm ein furchtbares Röcheln und Stöhnen neben sich. Noch halb im Traum, wandte es sein Gesicht langsam in die Richtung, aus der die Laute kamen.

Das erste, was das Mädchen nach seinem langen, tiefen Schlaf erblickte, war Oma Brösels grauenhaftes Gesicht, welches nur wenige Zentimeter von seinem entfernt war und direkt, von Todesangst verzerrt in sein Gesicht starrte.

Weit aufgerissen wollten die Augen wohl aus ihren Höhlen springen. Ihr Gesicht war blau verfärbt und Schaum lief ihr aus dem Mund ... und sie grunzte nur noch ...



Das Mädchen begann hysterisch zu schreien, sprang schreiend auf und rannte so schnell es konnte hinaus, über den Flur, auf die Straße und schrie in einem fort und wollte sich gar nicht mehr beruhigen.

Oma Brösel war tot, ganz plötzlich, für alle überraschend, unfassbar.

Das Mädchen hatte einen schweren Schock erlitten und war nicht mehr ansprechbar. Es presste sich stumm in eine Ecke; in seinen großen Augen war Panik und Verwirrung zusehen.

Wenn ihm jemand zu nahe kam, presste es sich noch stärker gegen die Wand und versuchte ihn ängstlich abzuweisen und kam er näher, begann es in Todesangst zu schreien.

Wie man dem Chefarzt berichtete, daß das Mädchen irre geworden sei, bekam auch der einen fürchterlichen Schreck. Das hatte auch seinen Grund. Denn seit das Mädchen in dem Krankenhaus lag, rief täglich jemand im Krankenhaus an, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Es war eine männliche Stimme ... tief und ungeformt. Seinen Namen wollte er nicht nennen. Als man ihn anfangs nicht mit dem Chefarzt verbinden wollte, wurde die Stimme sehr direkt und unhöflich und drohte ... bis das arme Mädchen in der Zentrale nicht weiter wusste und seinen Anruf vermittelte.

Wie der Chefarzt dem Mann am Telefon ruhig und sachlich erklärte, daß man noch nichts sagen könne und abwarten müsse und auf Gott vertrauen, wurde der Mann sehr ärgerlich und ungehalten und drohte gar damit, daß der Arzt es noch bitter bereuen sollte, wenn er sich weiterhin auf den lieben Gott verlassen und sich nicht selbst mit all seinen Kräften um das Mädchen kümmern würde.

"Wenn dem Mädchen irgendwas passiert", sagte dieser Mann unmissverständlich dem Arzt, "... wenn ihr irgendwas passiert ... dann kannst du dein Testament machen ..."

Wer der Anrufer war, konnte nie festgestellt werden. Der Chefarzt aber nahm die Drohung sehr ernst und wandte sich an die Polizeistation des Städtchens.

"Um Gottes Willen", beschwor der Polizeihauptwachtmeister Bollerkopf den Chefarzt, "sorgen sie dafür, daß das Fräulein wieder gesund wird ... wenn nicht ... wenn ihr irgend etwas passieren sollte ... also ... ich will damit nichts zu tun haben ... ich habe sie gewarnt ..."

Und dann hat der Polizist einfach den Hörer auf die Gabel gelegt und den Chefarzt mit seinem Problem allein gelassen.

So war der arme Mann sehr um das Mädchen bemüht und war froh, dem mürrischen Anrufer täglich den positiven Fortgang der Heilung mitteilen zu können.

Und am Morgen hatte er ihm noch gesagt, daß nun alles überstanden sei und das Mädchen sich nur noch wenige Tage erholen solle ... Und dann passierte diese dumme Sache ...

In seiner Not wandte der Chefarzt sich an einen vertrauten Studienkollegen, der ob seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse und Ausführungen weltweites Ansehen unter den Kollegen besaß.

Er leitete das Sanatorium namens Engelland, welches sehr renommiert und eigentlich eine Irrenanstalt war.

| Dorthin wurde das Mädchen noch in der Nacht verbracht. Man legte sie nicht in die geschlossene Abteilung, sondern in den Südflügel, der recht groß und teuer eingerichtet war und von zwei Patientinnen bewohnt wurde.

Die eine war eine schlanke, elegante Dame mittleren Alters, welche aussah wie eine Gräfin und so nannte man sie dort auch. Obwohl sie, wie all die anderen, eigentlich eine Patientin war, führte sie in der Anstalt ein sehr freies Leben, so daß viele meinten, sie würde in dem Sanatorium das eigentliche Sagen haben, was auch nicht ganz unrichtig war.

Viel wusste man über die Frau nicht. Man munkelte aber, daß sie damals im großen Politikskandal verwickelt gewesen sein soll und untertauchen musste.

So sei sie aufgrund ihrer guten Beziehungen in das Sanatorium gekommen, munkelte man.

Die andere Patientin war ungefähr im selben Alter wie die Gräfin und wirkte im Gegensatz zu ihr ein wenig streng und reserviert. Sie soll früher einmal Lehrerin gewesen sein, soll Unzucht mit Schülern getrieben haben, nie ein Wort zu ihrer Verteidigung geäußert haben ...

Sie als Kriminelle zu verurteilen, hätte dem Namen der Schule, die sonst sehr angesehen war, erheblich geschadet, weshalb man es vorgezogen hatte, sie für abnorm und krank zu erklären und in eine Irrenanstalt zu stecken, womit sich die Schule einigermaßen aus der Affäre ziehen konnte.

Im allgemeinen wurde die Frau in der Anstalt gemieden, Besucher hatte sie auch nie empfangen, weil das in der geschlossenen Abteilung nur Verwandten vorbehalten war, die sie ohnehin nicht hatte.

Erst als die Gräfin sie einlud, mit ihr im Südflügel zu wohnen, kamen ab und zu einige ihrer früheren Schüler sie besuchen ... heimlich natürlich ... und redeten mit ihr und brachten ihr kleine Geschenke und so ... Und irgendwann hatte sie auch damit begonnen, heimlich Nachhilfeunterricht zu erteilen ... und so hatte sie bald gut zu tun ...

Zur Gräfin sagte sie einmal, daß sie als Lehrerin in der Schule nie so gute und willige Schüler gehabt hätte wie jetzt und im Grunde glücklich sei, daß alles so gekommen sei.

Mit diesen beiden Frauen wohnte das Mädchen wohl acht Wochen.
Dann wurde sie als geheilt entlassen.

Wie damals, kam sie auch dieses mal mit dem zwei Uhr dreißig Zug in das Städtchen zurück. Sie hatte sich verändert, war nicht mehr dieselbe ... sah strenger aus und gereifter, was nicht nur an ihren Haaren lag, deren Zöpfe sie zu einem Dutt am hinteren Kopf zusammengebunden hatte.

Der Bahnhofsvorsteher hatte sie als erster erblickt und rief laut "Kowalsky!"

Der war nicht da, hatte sich hinter den Gepäckwagen versteckt.

Wie der Bahnhofsvorsteher sie freundlich begrüßte, nickte sie ihm ebenso zu.

Dann kam der große Molke, blass und unsicher ...

"Du hast dich verspätet", sagte sie und ging los.

Er packte ihren Koffer und lief neben ihr her ... über den Bahnhofsvorplatz ... die Hauptstraße entlang ... links am Heldenplatz vorbei ...

"Nur gut, daß wir dich noch gerettet haben", begann der Molke zu schleimen.

Ohne den Schritt oder ihre Mine zu ändern, erwiderte sie nur: "Es gehört sich nicht, eine Dame zu duzen."

Sie gingen durch die Unterführung ... die lange Akazienallee hinunter. Am Heiderosenweg blieb sie stehen.

"Hast du dein Messer dabei?" fragte sie.

Molke nickte.

"Schneide für dich vom Weidenbusch einen Stöckchen ab", sagte sie zu ihm, "frisch und biegsam, armlang und so dick wie dein Mittelfinger ..."

Während der große Molke sich mit seinem Messer eifrig am Busch zu schaffen machte, setzte sie sich stumm gegenüber auf die kleine Holzbank und schaute ihm dabei ein wenig verträumt zu ...

Als er fertig war, gingen sie weiter ... nach Hause ... die schmale Holzterasse hoch ... auf ihre Kammer ...

Was sich dort oben zwischen den beiden abgespielt hat, zählt zu den Geheimnissen, die wohl nie mehr völlig geklärt werden können.

Man weiß noch, daß der große Molke damals die Tür von innen verriegelt hatte und beide in ihrem Kämmerchen eine Zeitlang allein waren. Zum Glück stand ihr kleines Fenster einen Spalt offen, so daß man vom Garten aus das eine oder andere Wort erhaschen konnte.

Irgendwann aber schloss er das kleine Fenster und man hörte gar nichts mehr und ging seiner Wege.

Tags darauf bereitete sie den Frühstückstisch, wie sie es immer tat: mit Brot und Brötchen, Wurst, Marmelade und Käse, kochte duftenden Kaffee für den alten Schüttelmann und füllte die Gläser für sich und die Buben mit frischer Milch.

Und wie sie alle gemütlich beisammen saßen, fragte sie die beiden Buben freundlich, wie sie geschlafen hätten. Und die beiden Buben, die etwas bleich und unruhig schienen, gerade so, als würde ihnen das stille Sitzen eine gewisse Pein bereiten, antworteten "Gut ..."

Sie nickte zufrieden und ließ den alten Schüttelmann wissen, daß er ihr fortan sagen solle, wenn er einen Grund sehe, sich über die Buben zu beklagen. Dann würde sie sich darum kümmern.

Was dem alten Schüttelmann nur recht war.

So frühstückten sie allesamt selig weiter.

Und dann sagte sie den Buben, daß freitags fortan deren Badetag sei und sie sich pünktlich um 19 Uhr in der Badestube einzufinden hätten.

Die beiden Buben nickten zustimmend.

Und dann wollte sie vom alten Schüttelmann wissen, ob es ihm lieber sei, wenn sie ihn vor den Buben baden würde oder lieber nach ihnen ...

Der alte Schüttelmann glaubte schlecht gehört zu haben, hatte gerade von seiner Käsestulle abgebissen, als sich seine Speiseröhre vor Schreck verkrampfte.

Die beiden Buben blickten ihn fragend an und sie erwartete auch eine Antwort.

Und weil dem Schüttelmann das alles zu doof war und er keine Lust verspürte, auf so was zu antworten und überhaupt ... einen kurzen Moment zögerte er noch ... überlegte kurz ... sprang auf und lief weg ... nach draußen, lief die Akazienalle rauf und runter ... blieb stehen ... schüttelte den Kopf und lief weiter ... rauf und runter ...

Er schien völlig verwirrt. Einige meinten gar, er sei verrückt geworden. So hatten die Leute im Städtchen ihn bisher nicht gekannt. Es muss etwas Außergewöhnliches, etwas Schlimmes geschehen sein, darin waren sich alle einig.

Das aber ist längst vergessen, daran erinnert sich heute niemand mehr. Obwohl die Verwirrung beim alten Schüttelmann noch eine gute Weile anhielt.

So kam es damals im ‚Goldenen Ochsen‘ zu dem Eklat, von dem die Öffentlichkeit bis heute nichts mitbekommen hat. Davon wussten nur jene, die damals dabei waren, doch nie mehr darüber gesprochen hatten.

Was nicht die ganze Wahrheit ist. Die Ochsen Frieda, wie die Leute im Städtchen die jüngste Tochter des Wirts nannten, hatte von dem, was damals dort geschah, nämlich einiges mitbekommen.

Die hatte sich zu der Zeit nämlich flennend im Eiskeller verschanzt, um sich dort mit einer Wäscheleine zu erhängen. Was, vorab gesagt, nichts mit der Küche zu tun, sondern ganz andere Gründe hatte.

Es ist gegen Abend gewesen, als der alte Schüttelmann von außen, vermutlich durch das Fenster, den Wehlich vom Sägewerk allein am Stammtisch im ‚Goldenen Ochsen‘ sitzen sah.

Er trat ein, bestellte zwei Bier, setzte sich zu ihm und tat etwas, was er nie vorher und danach auch nie mehr getan hatte. Er wurde vertraulich, beinahe schon intim.

"Die behandelt mich wie einen Rotzlöffel", beklagte er sich beim Wehlich.

Wehlich verstand gar nicht, wovon der redete.

Schüttelmann nickte: "Seit dem die wieder da ist, werde ich nicht mehr schlau aus ihr."

Wehlich verstand immer noch nichts.

"Fällt dir gar nichts auf?" fragte Schüttelmann und hielt ihm seine Hände unter die Nase.

Erschreckt wandte Wehlich seinen Kopf zu Seite und rümpfte seine Nase.

"Igitt, Schüttelmann", erwiderte er angeekelt, "hältst du mich für eine Schwuchtel?"

Er knallte seine derbe, ungepflegte Sägewerkarbeiter-Hand auf den Tisch und sagte stolz: "So sieht eine echte Männerhand aus!"

"Das musst du mir nicht sagen", verteidigte Schüttelmann sich, "aber sie will es so."

Wehlich kapierte immer noch nicht, wovon Schüttelmann redete.

"Die hat mir die Fingernägel geschnitten", flüsterte Schüttelmann leise, "die ist total durchgeknallt", und fügte noch hinzu, daß sie auch seine Fußnägel mit Kernseife geschrubbt und geschnitten und gefeilt hätte.

Wehlich wusste gar nicht, was er darauf erwidern sollte.

Schüttelmann kam ganz nahe, schaute sich um, ob niemand in der Nähe war, der sie hätte belauschen können, zeigte mit seinem Finger nach unten, quasi durch die Tischplatte hindurch, und flüsterte: "Die wollte auch da ran .."

Wehlich glotzte ihn entsetzt an.

"Das habe ich ihr ausgetrieben", beruhigte Schüttelmann ihn, "aber jetzt will die wissen, wie ich den wasche ... schluck ... ob ich ... du weißt schon ... die will es ganz genau wissen ... die will es sehen ..."

"Bist du bescheuert?", schnauzte Wehlich ihn an.

"Die lässt nicht locker", erwiderte Schüttelmann.

"Was ist denn mit dir los?", fragte Wehlich ihn besorgt.

"Zwei Bier", sagte der Wirt und stellte die Krüge auf den Tisch.

Schüttelmann zog erschreckt seine Hände zurück. Doch zu spät, der Wirt hatte sie schon gesehen.

"Mensch Schüttelmann", lachte der ihn aus, "du hast ja Flossen wie ein Apotheker ... machst du jetzt auf feine Dame ... hihi ... wo ist denn dein Schminktäschchen?"

"Wer hat sein Schminktäschchen verloren?", fragte Dudelbeck, der mittlerweile auch gekommen war, froh gelaunt, "die nächsten drei gehen auf meine Rechnung", raunte er dem Wirt zu und dann sah er es auch.

"Mensch Schüttelmann", sagte er staunend, "das hätte ich dir gar nicht zugetraut ... du hast ja Stil ... zeig mal ..."

Wie Dudelbeck Schüttelmanns Hand ergreifen wollte, um sich aus der Nähe ein Bild davon zu machen, wie rein sie war, wie sorgsam die Nägel geschnitten und gefeilt waren, zog Schüttelmann sie angewidert zurück.

"Wage nicht noch mal, mich anzugrabschen", schnauzte der ihn an.

"Ich wollte doch nur ..."

"Was wolltest du Betrüger nur?", fragte Moorbrand von den Sozialisten und sagte zum Wirt: "Mach noch eins dazu ... auf Dudelbecks Rechnung ..."

"Gehörst du jetzt auch zum neuen Schwuchtel-Club?", antwortete der Wirt scherzhaft, "erst die Hände zeigen ... hähä ...", womit die Diskussion begann:

Dudelbeck war der Meinung, daß Schüttelmann aus einer Mücke einen Elefanten mache, weil gegen eine gute Pflege nichts einzuwenden sei; er, also der Schüttelmann, ihr dankbar sein solle, daß sie aus ihm einen kultivierten Bürger zu machen versuche, was er, der Dudelbeck, übrigens für vertane Liebesmüh hielt.

Moorbrand schlug ihm vor, in der Öffentlichkeit doch Handschuhe zu tragen, womit er Dudelbeck gegen sich aufbrachte.

Schüttelmann winkte ab: "Das kann ich nicht machen. Dann denkt die, ich habe dreckige Fingernägel."

Sie meinte nämlich, wer seine Hände schön pflegt, hätte es nicht nötig, sie in Handschuhen zu verbergen.

Was Dudelbeck im Grunde für richtig hielt, weshalb er, wie er sagte, auch keine Handschuhe trage.

So ging es eine ganze Weile hin und her, bei der jeder sich berufen fühlte, dem Schüttelmann zu sagen, was er, also jeder, in seinem Fall, also dem vom Schüttelmann, tun würde und dann gesellte sich auch noch Lehrer Fliegenköttel hinzu.

Und irgendwann machte der Wirt eine Bemerkung, die dem alten Schüttelmann sehr quer runter ging. Die ihm, genau genommen, überhaupt nicht runter ging, sondern im Halse stecken blieb.

Der Wirt meinte nämlich, was bestimmt nicht böse gedacht war, mehr eine Lebensweisheit war, die der Wirt vielleicht aus eigener Erfahrung gemacht oder auch nur von anderen mal gehört hatte, die er dem Schüttelmann als aufrechte, gut gemeinte Warnung nicht vorenthalten wollte ... er meinte nämlich ... was eigentlich schon eine Prophezeiung war ... er meinte nämlich, daß, wenn der Schüttelmann sich das mit den Händen und so von der gefallen ließe, er sich nicht zu wundern brauche, wenn die als nächstes auch noch seinen Lümmelmann putzen wollen würde ...

Wozu der Moorbrand auch noch gesagt hatte, was mehr als Scherz gemeint war, das wäre doch schön, dann würde auch er gerne mal beim Schüttelmann zur Maniküre vorbeikommen ... was der Dudelbeck auch noch witzig fand ... und Fliegenköttel auch ... und der Wirt auch ... nur Schüttelmann nicht ... der kochte vor Wut und Enttäuschung über das fehlende Mitgefühl der anderen ...

Von ihm abgesehen, war bis dahin die Stimmung im Goldenen Ochsen eigentlich recht gut und ausgelassen. Und Wehlich vom Sägewerk bestellte noch mal fröhlich fünf Kurze auf seine Rechnung und im Schüttelmann brodelte es wie in einem Vulkan ...

Die anderen hatten Schüttelmanns Problem längst vergessen, redeten über dieses und jenes, nur Schüttelmann nicht, der saß mit böser Miene nur stumm da und sagte kein Wort mehr.

Und wie der Wirt die Kurzen brachte und den alten Schüttelmann so griesgrämig da hocken sah, sagte er, wohl um ihn ein wenig aufzumuntern: "Mensch Schüttelmann, glaube mir, das Beste ist , wenn du die einfach raus wirfst. Dann hast du deine Ruhe und .."

Weiter war er nicht gekommen, darauf schien Schüttelmann nur gewartet zu haben.

"Das Beste für **dich!**", schnauzte Schüttelmann den Wirt so rüde an, daß alle anderen augenblicklich verstummten.

"Und wer macht mir dann den Sauerbraten?", herrschte Schüttelmann den Wirt an, "deine Klöße sind doch nicht zu genießen und rote Grütze gibt es bei dir auch keine, nichts Genießbares auf den Tisch bringen, aber ..."

"Solche habe ich gerne", unterbrach der Wirt ihn nicht minder erregt, "bis sie kam, war ich dir immer gut genug. Und rote Grütze hättest du auch bei mir kriegen können, die ..."

Schüttelmann winkte ab: "Da hätte ich mir auch gleich den Finger in den Hals stecken können. Deine Grütze kann man doch nur fressen, wenn man kotzen will ..."

Und dann ging es um die Küche im Goldenen Ochsen. An dem Abend kamen viele Wahrheiten ans Licht, die man bis dahin gut unter dem Teppich zu verbergen wusste.

An dem Abend, so meinte der Wirt, habe er die Menschen erst richtig kennen gelernt: Viel fressen wollen sie alle, doch dafür zahlen, will keiner ...

Und dann bestellte Lehrer Fliegenköttel auch noch sein Glas Buttermilch ... und musste sich vom Wirt vorrechnen lassen, was ihn, den Wirt, so ein Glas Buttermilch kosten würde und der Strom und die Heizung und Steuern und Versicherungen und ... und ... und wie viel, bei genauer Rechnung, er, der Wirt, auf jedes Glas Buttermilch aus eigener Tasche für Fliegenköttel rauflegen müsse ...

Was Moorbrand, der Sozialist, für übertrieben hielt.

Kurzum, an jenem Abend gingen sie nicht als Freunde auseinander und Schüttelmann hat sich geschworen, nie mehr einen Schritt in den Goldenen Ochsen tun zu wollen.

Die beiden Buben hatten solche Probleme nicht. Sie waren glücklich, daß das Fräulein ihnen verziehen hatte und fühlten sich nach der Züchtigung so frei und unbeschwert, wie niemals zuvor, waren erleichtert, für ihre Missetaten aufrecht und tapfer bezahlt zu haben, ohne dafür ins Zuchthaus zu müssen, fühlten sich so gut, daß sie die Pein ihrer Züchtigung schon fast vergessen hatten.

Anführer der Bande wollte der große Molke nicht mehr sein. Ihm war vielmehr daran gelegen, dem Fräulein Freude zu bereiten, was ihm fortan zur Ehre gereichte.

Natürlich hatten die Buben von der Bande, die sich 'Die Verfluchten' nannte, den Wandel der Molkes mitbekommen, nicht alles, keine Details, aber genug, um zu ahnen, daß es mit der Gouvernante zu tun hatte.

Daß er nicht mehr ihr Anführer sein wollte, war ihnen egal, interessierte sie gar nicht.

Sie wollten von den Molkes eigentlich nur wissen, wie es der Gouvernante so gehe, also gesundheitlich und so ... und ob die was gesagt hätte und was sie gesagt habe und so ... und ob die sich was denkt und so ... und was die sich denkt und so ...

Und wie die merkten, daß die Molkes darüber nicht reden wollten, schickten sie den kleinen Bernie vor, um über ihn mehr von ihr zu erfahren.

Bedauerlicher Weise hatte der, wie er zu ihr kam, ziemlich schnell ihr kleines Fenster fest verschlossen, so daß niemand im Städtchen hören konnte, worum es bei dem Gespräch genau ging.

Nur, als die beiden miteinander fertig waren, wollte Bernie mit den Buben der Bande nichts mehr zu tun haben. Er ging ihnen aus dem Weg. So daß denen nichts anderes übrig blieb, als ihm aufzulauern und zu drohen, daß sie alles aus ihm heraus prügeln würden, wenn er nicht sein Maul aufmacht.

Woraufhin der kleine Bernie den Jungs sagte, daß er mit ihnen nicht mehr spielen dürfe und die Molkes nun seine Freunde seien. Was die Jungs gar nicht hören wollten, die wollten von ihm nur wissen, wie es ihr geht.

"Eigentlich", so meinte Bernie, ginge es ihr ganz gut. Sie hätte gesagt, daß er jetzt entflucht sei und sich seine Tapferkeitsmedaille aufrecht verdient hätte, worauf er sehr stolz sein könne ...

"Und warum ist die nicht tot?", wollten sie von ihm wissen.

Er zuckte mit den Schultern.

"Hast du ihr die Tüte mit dem Schmelzkäse nicht gegeben?", fragten sie ihn.

Er nickte.

"Also nicht direkt", meinte er, die hätte er der Oma gegeben, weil das Fräulein geschlafen habe.

daß Oma Brösel gestorben war, hatten die Jungs schon mitbekommen. Spätestens seit dem jeder im Städtchen sich Gedanken machte, wie er demnächst noch an Oma Brösels berühmten Schmelzkäse heran kommt.

Wie sie hörten, was Bernie sagte, gerieten sie in Panik.

Bis Hermann Dudelbeck, der Sohn vom Apotheker, Entwarnung gab.

Der kannte nämlich einen, der einen Vater hatte, der Rechtsanwalt war, der ihm, also dem Bekannten vom Dudelbeck, mal gesagt hätte, daß, wenn der Bekannte von Dudelbeck mal einen ermordet, das gar nicht schlimm sei, weil er, der Bekannte, nämlich noch gar nicht Strafmündig sei.

Und das wollten die Jungs feiern, am Nachmittag in ihrem Hauptquartier in der Ziegelei ... ohne Bernie und ohne die Molkes, die ab jetzt ja nicht mehr zu ihnen gehörten.

An dem Tag, die Turmuhr schlug gerade drei, sah Brathering das Fräulein durch die Fischergasse in Richtung Westwall gehen. Auf dem Westwall begegnete ihr noch August Brösel mit irgend so einem Flittchen an der Hand, welches im Städtchen nicht bekannt war.

In der alten Ziegelei ging es derweil fröhlich zu. Man lachte und scherzte. Willi Wehlich und Heiner Moorbrand hatten eine Kiste Bier mitgebracht, die mittlerweile halb geleert war. Ein jeder von ihnen hatte lässig eine glühende Zigarettenkippe im Mundwinkel hängen, als sie eintrat.

Erschreckt warfen sie ihre Kippen zu Boden und traten sie aus.

"Wir haben damit nichts zu tun", beteuerte Hermann Dudelbeck ihr.

Das Fräulein schien wenig beeindruckt, kam näher und versuchte in seine Augen zu schauen. Doch er wandte sich ab.

"Molke hat den Stein geworfen", pflichtete Friedel Fliegenköttel ihm bei.

Wie sie vom Hermann Dudelbeck abließ und Friedel Fliegenköttel in die Augen sah, wollte auch er ...

"Sieh mich an!", sagte sie nur.

"Wenn wir dich nicht zum Doktor geschleppt hätten, wärest du jetzt hin", übernahm Willi Wehlich das Wort.

"Sieh mich an", sagte sie nur als sie in seine Augen schaute.

"Ich habe das Rattengift nicht in den Schmelzkäse getan", verteidigte Hermann Dudelbeck sich, "der Moorbrand war es!"

Der winkte lachend ab, zeigte auf Hermann Dudelbeck und sagte:

"Dafür hat der es aus dem Giftschränk geklaut ..."

"Seid ihr bescheuert?", schnauzte Willi Wehlich die beiden an, "könnt ihr nicht einfach nur eure Klappen halten?"

"Wieso?", entgegnete Heiner Moorbrand, "du hast doch selbst gesagt, daß wir nicht strafmündig sind ..."

Und Friedel Fliegenköttel erwähnte noch, daß es Willi Wehlichs Idee war und er, der Friedel, nichts damit zu tun habe.

Und Willi Wehlich meinte, wenn Bernie die Tüte nicht dahin gebracht hätte, wäre gar nichts passiert.

Und die anderen Buben nickten zustimmend.

Und wie die Gouvernante von ihnen wissen wollte, ob sie denn stolz auf ihre Tapferkeitsmedaille seien, wussten sie keine Antwort und schauten verschämt zu Boden.

Und wie die Gouvernante sie fragte, ob sie denn stolz auf sich selbst seien, wussten sie auch keine Antwort und schauten wieder nur verschämt zu Boden.

Und wie die Gouvernante ihnen sagte, daß sie machen könne, daß sie wieder stolz auf sich und ihre Tapferkeitsmedaille sein können, wurden die Jungs hellhörig.

Und wie die Jungs von ihr wissen wollten, wie sie es denn machen würde, sagte sie nichts, nur daß sie, wenn die Buben es denn aufrecht wissen wollen, es ihnen gerne zeigen würde.

Dafür aber, so fügte sie hinzu, sei es wichtig, daß sie, also die Jungs, ihre Tapferkeitsmedaille mitbringen und sich für den feierlichen Akt festlich herrichten. Was die Jungs für fair hielten.

So kam es zu der Verabredung mit der Gouvernante für den nächsten Tag in der Ziegelei, was im Grunde der Tag ihrer feierlichen Entfuchung war, der noch bis vor kurzem alljährlich im Stadtpark gefeiert wurde.

Sie hatten sich hübsch gemacht, waren pünktlich, hielten ihre verhasste Medaille verschämt in ihren Taschen verborgen und warteten geduldig, bis sie an der Reihe waren, einer nach dem anderen, es dauerte den ganzen Nachmittag, bis sie mit ihnen fertig war.

Sie begann mit Friedel Fliegenköttel und endete mit Hermann Dudelbeck. Alle gingen mit leuchtenden Augen erwartungsfroh zu ihr hinein und kamen mit verheulten Augen wieder heraus.

Vorher hatte sie einen jeden noch höchst persönlich seine Tapferkeitsmedaille ans Revers gesteckt, ihm in die Augen geschaut und lächelnd gesagt: "Jetzt hast du sie dir redlich verdient ..."

Von da an gab es die Bande, die sich 'Die Verfluchten' nannte, nicht mehr. Von da an waren alle wieder Freunde und jeder hatte Respekt vor dem anderen und das Mädchen, was schon alle im Städtchen nur die Gouvernante nannten, war ihnen, ebenso wie den Molkes, ans Herz gewachsen.

"Morgen früh, um neun Uhr, wartete ihr auf mich vor dem Haus des Bürgermeisters", sagte sie den Buben noch zu Abschied.

Friedel Fliegenköttel rief ihr noch nach: "Da haben wir Schule, Fräulein ...", was sie wohl nicht mehr vernahm.

Jedenfalls waren Tags darauf alle gekommen, pünktlich um neun Uhr, um, stolz ihre Tapferkeitsmedaille am Jackett tragend, sich auf den Weg zum Beckmann zu machen. Was ja bekannt ist.

Nicht bekannt ist, was an dem Tag sonst noch im Städtchen geschah, wovon nur noch die wenigsten wissen und die auch nur vom Hörensagen. Denn von denen, die dabei waren, lebt längst keiner mehr.

Der alte Schüttelmann war früher nach Hause gekommen, war stinksauer ... und wie er dann noch die Buben Bande fröhlich mit ihr in seiner Wohnstube sitzen sah, rastete er vollends aus und schmiss die Bande raus.

"Du hast dich nicht in unsere Angelegenheiten zu mischen", schnauzte er das Mädchen an. "Für wen hältst du dich? Was fällt dir ein, die Bälger von der Schule zu nehmen?"

"Geht's Dir zu gut?", fragte sie ihn.

"Werde nicht frech", regte der Schüttelmann sich auf, "dein Platz ist die Küche. Du hältst das Haus in Ordnung und sonst nichts ... alles andere geht dich nichts an ... verstanden!?"

Bevor sie etwas erwidern konnte, klingelte es an der Tür.

Es war Hermann Dudelbeck, der kaum noch Puste hatte, weil er so schnell gelaufen war, um ihr mitzuteilen, daß sie morgen nicht zum Beckmann gehen können.

"Wir müssen in die Schule", sagte er keuchend, "Friedel hat Stubenarrest und Heiner hat gehört, wie Willi geheult hat."

"Ihr macht, was ich gesagt habe", flüsterte sie ihm zu.

Schüttelmann, der das mitbekommen hatte, schob sie zur Seite und schnauzte ihn an: "Du machst, was dein Alter dir sagt, ist das klar!"

Da war Hermann schon weggelaufen. Und der alte Schüttelmann wandte sich wieder dem Mädchen zu.

"Jetzt ist Schluss!", sagte er grimmig. "In meinem Haus bestimme ich, was gemacht wird! Ich verbiete dir, dich um fremde Bälger zu kümmern. Von denen lässt du deine Finger! Und wenn du mir weiter solche Scherereien machst, fliegst du raus. Dann kannst du gehen woher du gekommen bist. Dann kannst du denen auf den Wecker gehen!"

Stolz auf sich, ihr endlich mal laut und deutlich seine Meinung gesagt zu haben, nahm er sein Jackett und verschwand, in Richtung Goldener Ochse, wo die anderen vom Stadtrat schon auf ihn warteten.

"Das ist ein Skandal", meinte Lehrer Fliegenköttel, als der alte Schüttelmann eintrat, so etwas hätte es noch nie im Städtchen gegeben, klärte er die Anwesenden auf. Und wenn die auch Schüttelmanns Gouvernante sei, so fuhr er fort, habe die keinesfalls das Recht, sich in schulische Angelegenheiten zu mischen, für die allein er zuständig sei.

"Gouvernante ist Quatsch", erwiderte der alte Schüttelmann.

"Das Flittchen hat unserem Hermann total den Kopf verdreht", beschwerte der Apotheker Dudelbeck sich beim Schüttelmann.

"Flittchen will ich nicht gehört haben", regte der sich auf.

"Daß du die in Schutz nimmst, ist klar", übernahm der alte Wehlich das Wort. "Daß du unter ihrem Pantoffel stehst, hast du selbst zugegeben, haben alle gehört. Aber wir wollen mit der nichts zu tun haben. Also Sorge dafür, daß die sich nicht in unsere Angelegenheiten mischt und ihre Finger von unseren Jungs lässt!"

Schüttelmann winkte ab: "Habe ich längst getan, kein Grund zur Aufregung. Ich habe ihr eben erst den Kopf gewaschen. Wenn die das noch mal macht, fliegt sie raus."

"Wisst ihr eigentlich, daß der Beckmann seine Klage zurückgenommen hat?", machte der Sozialist Moorbrand seinem Ärger Luft. "Jetzt stehe ich da, wie ein Trottel. Aber das verspreche ich euch: Ich lasse mich darauf nicht ein. Ich klage weiter, bis ganz nach oben. Der soll nicht glauben, daß der sich alles erlauben kann."

"Jedenfalls habe ich dem Hermann gesagt," nahm Dudelbeck seine Rede von vorhin wieder auf, "daß ich ihn Windel weich schlage, wenn ich ihn noch mal bei diesem Weibstück erwische."

"Und?", wollte einer wissen.

"Da hat der freche Rotzlöffel gesagt: Dann mußt du mich schon tot hauen", regte Dudelbeck sich auf. "Da hat der sich eine gefangen, die nicht von schlechten Eltern war ..."

"Völlig richtig", bestätigte Lehrer Fliegenköttel diese pädagogische Maßnahme, "unser Friedel hat Stubenarrest."

"Daß die Jungs sich bei der die Hörner abstoßen wollen, verstehen wir ja", versuchte Wehlich die aufgebrachte Stimmung zu besänftigen.

"Aber die untergräbt unsere Autorität. Das ist das Problem. Die laufen dem Weiberrock hinterher und ich kann sehen, wie ich mit der Arbeit in der Sägerei fertig werde ..."

"Völlig richtig", bestätigte Lehrer Fliegenköttel seine Ausführungen, "die muss von den Kindern ferngehalten werden. Das muss uns Schüttelmann garantieren, sonst ist er als Bürgermeister nicht mehr tragbar."

"Hört ihr mir nicht zu?", beschwerte Schüttelmann sich, "ich habe doch gerade ..."

"Genau", stand der Apotheker Dudelbeck dem Lehrer Fliegenköttel bei. "Wenn ich euer Bürgermeister wäre, würde so eine gar nicht erst in die Stadt gelassen ..."

"Und wenn ich Bürgermeister wäre", schaltete sich der alte Wehlich ein, "würden die Buben ganz anders parieren, nicht solche Schlappschwänze werden, wie die beiden Molkes ..."

"Das nimmst du zurück ...", drohte Schüttelmann ihm.

"Nehme ich nicht!", entgegnete Wehlich, "schau sie dir doch mal an. Die laufen doch hinter der her, wie kleine Schoßhündchen. Mit denen kann die doch machen, was die will."

"Kann sie nicht!"

"Kann sie doch! Und mit dir doch auch. Du bist doch blind vor Geilheit ..."

Der alte Schüttelmann sprang empört auf.

"Bitte, bitte ... meine Herren, etwas leiser ... wir haben auch noch andere Gäste ...", versuchte der Wirt die Streithähne zu beruhigen.

"Wie dem auch sei", ergriff der Lehrer Fliegenköttel erneut das Wort und wandte sich Schüttelmann zu, "damit muss Schluss sein. Du hast sie hierher gebracht ..."

"... hab ich nicht", widersprach der, als sich die Tür öffnete und sie im Rahmen stand. Ihr Blick war fest nach vorne gerichtet. Sie schien nicht zu lächeln.

Und die, die damals dabei gewesen sind, haben das in ihrem Leben nicht vergessen: Wie schlagartig jedes Gespräch im Goldenen Ochsen verstummt war ... totenstill war es ... alle Blicke waren auf das kleine Fräulein im Rahmen der Tür gerichtet. Denn, und daran können sich die meisten vielleicht noch erinnern, damals war es nicht üblich, sogar unschicklich, wenn eine Dame ohne männliche Begleitung in ein Wirtshaus ging.

Sie blickte in die Runde, bis ihr Blick am großen Stammtisch, in der hinteren Ecke des Gastraumes, haften blieb, schritt geradewegs darauf zu, ohne sich weiter um die offene Tür oder die anderen Gäste zu kümmern.

Die Herren vom Stadtrat mochten nicht glauben, was sie sahen.

Vor dem großen Tisch blieb sie stehen und sagte: "Bleiben sie ruhig sitzen, meine Herren ..."

"Halt's Maul!", zischte der alte Schüttelmann ihr leise zu und schaute heimlich hinüber zu den anderen Gästen, die ihre Hälse reckten, um nichts von dem zu versäumen, was sich dort am heiligen Stammtisch des Stadtrates anzubahnen drohte.

"Morgen früh", begann sie laut und klar zu sprechen, daß jeder in der Gaststube es gut verstehen konnte, "morgen früh werden die Jungs beim Herrn Beckmann den Garten wieder in Ordnung bringen. Da wird sie niemand daran hindern. Habt ihr verstanden!?"

Die Herren blickten fassungslos zum Bürgermeister.

"Ob ihr verstanden habt!?", wiederholte sie ihre Frage energisch.

"Also, verehrtes Fräulein", begann der Lehrer Fliegenköttel, der wohl bemerkt hatte, daß der alte Schüttelmann zu verwirrt war, um die Lage zu überblicken, "sie kennen mich als einen ruhigen und verständnisvollen Mann und, wie sie wissen, schätze ich sie sehr.

Doch jetzt gehen sie zu weit. Das kann ich nicht dulden. Sie dürfen die Kinder nicht am Schulgang hindern. Wo soll das denn hinführen?"

Die anderen Gäste nickten zustimmend.

"Was mischen sie sich einfach in meine Angelegenheiten ein", wollte Moorbrand von ihr wissen, "was geht sie meine Sache mit Beckmann an?"

"Und ich", nahm Dudelbeck den Moment wahr, ihr seine Männlichkeit zu demonstrieren, "und ich möchte nicht, daß sie unserem Hermann den Kopf verdrehen. Das ist ein anständiger Junge. Der ist nichts für sie."

Lehrer Fliegenköttel nickte zustimmend und fügte hinzu: "Unser Friedel auch nicht ..."

"Und außerdem haben die Buben auch zu Hause was zu tun", versuchte Wehlich ihr klar zu machen, "die können nicht einfach, mir nichts dir nichts, für andere arbeiten und zu Hause bleibt alles liegen ... hier bei uns herrscht nämlich Ordnung, wenn sie wissen, was das ist.

Hier kann nicht jeder kommen und alles durcheinander bringen. Wir wollen hier keine Veränderungen. Eine wie sie, hat hier nichts zu suchen ..."

Die anderen nickten zustimmend.

Sie blickte die Herren zweifelnd an.

"Wenn es ihnen nicht passt, dann hauen sie doch einfach ab", setzte Wehlich noch nach. "Von uns hat sie keiner gerufen. Wir fühlen uns hier nämlich wohl, in unserer Stadt, verstehen sie?"

Einige Gäste nickten sich zustimmend zu.

"Daß **ihr** euch hier wohlfühlt, glaube ich euch gerne", erwiderte sie zickig, "aber es ist nicht nur eure Stadt, es ist auch die Stadt eurer Kinder. Ihr solltet euch schämen, daß ihr das Erbe eurer Kinder derart verkommen lasst."

"Das geht sie gar nichts an", entrüstete sich der Apotheker, "es sind unsere Kinder, nicht ihre. Was wir mit unseren Kindern machen, ist allein unsere Sache."

Die Gäste nickten.

Und Wehlich meinte noch: "Da muss eine, wie sie, nicht kommen, um uns zu sagen, wie wir unsere Kinder zu erziehen haben."

Das fanden die Gäste auch richtig.

"Und schon gar kein Weibstück, was überhaupt nicht weiß, worum es hier geht", fügte Wehlich noch hinzu.

Was die Gäste auch so sahen.

Nicht aber die Gouvernante. Die wollte nämlich vom Wehlich wissen, woher die das Recht nähmen, die Kinder zu verderben, damit sie würden wie sie.

Was die Gäste nun auch gerne wissen wollten.

"Weibergeschwätz", schnauzte Wehlich sie an, "meinen sie etwa, wir wollten das so haben? Daran haben wir doch keine Schuld ... daran war der Krieg schuld ... der Krieg war es ... kluge Sprüche kann jeder klopfen. Sie müssen erst mal beweisen, daß sie das besser können, Fräulein Großmaul, und dann, können sie mal wieder Vorsprechen und kluge Töne spucken ..."

Die Herren vom Stadtrat nickten ihm anerkennend zu und einige Gäste auch.

"Dir muß ich gar nichts beweisen!", herrschte sie Wehlich an. "Ich beweise es den Kindern ..."

Die Gäste erschrakten ein wenig.

"Das lässt du bleiben!" drohte Schüttelmann ihr.

"So kommen wir doch nicht weiter, meine Herren", schaltete sich Lehrer Fliegenköttel wieder ein und wandte sich dem Mädchen zu.

"Liebes Fräulein, sie sind noch jung", begann er ihr zu schmeicheln, "das ist ja alles recht ehrenwert, was sie da sagen. Aber glauben sie denn wirklich, daß sie die Welt verändern können? Nur sie, ganz alleine?"

"Ich helfe nur den Buben, das Städtchen zu verändern und ..."

"Ach Kindchen", unterbrach er sie, "davon haben wir alle einmal geträumt. So einfach geht das nicht. Das werden sie auch noch lernen. Und es gibt Gesetze, an die sich jeder halten muss. Und dazu zählt, daß Kinder zur Schule gehen müssen und nicht wegbleiben, wenn es ihnen nicht passt."

Die Gäste nickten.

"Das ist richtig", pflichtete auch sie dem Lehrer bei. "Aber in unseren Gesetzen steht noch, daß, wenn es etwas Wichtigeres zu tun gibt, das zuerst gemacht wird!"

"Jetzt ist aber Schluss mit diesem albernen Geschwätz", schaltete sich Moorbrand entnervt ein. "Wollen sie damit sagen, daß es wichtiger ist, Beckmanns Garten zu machen, als zur Schule zu gehen? Daß es wichtiger ist, sich in meine Angelegenheiten zu mischen, als zur Schule zu gehen? - Dann will ich ihnen jetzt mal was sagen: Halten sie sich aus der Sache Beckmann raus. Und außerdem haben sie hier überhaupt nichts im Gasthaus zu suchen. Sie sind noch nicht mal volljährig."

Und dann rief er den Wirt und verlangte von ihm, sie hinauszuerwerfen oder die Polizei zu rufen. Was Schüttelmann empörte.

Und dann legte sie sich auch noch mit dem Moorbrand an und drohte ihm sogar, worüber der sich aufregte und Sachen sagte, die Schüttelmann auf die Palme brachten.

"Das geht zu weit ", beschwerte er sich bei Moorbrand. "Als Bürgermeister kann ich nicht dulden, daß so über sie gesprochen wird ..."

"Du willst mir den Mund verbieten", ging der jetzt auf Schüttelmann los, "gerade du ... ?"

"Bitte bitte, meine Herren", versuchte Lehrer Fliegenköttel erneut die Wogen zu glätten, "was sollen denn die Gäste von uns denken? Wir sind doch keine Barbaren ... das kann man doch alles gütig regeln ... nicht wahr?"

Er wandte sich wieder dem Fräulein zu: "Verehrtes Fräulein, warum verlegen sie ihre Arbeit beim Beckmann nicht auf den Nachmittag. Da wird niemand etwas dagegen haben ..."

"Das glaubst auch nur du. Die soll sich da raus halten. Die soll verschwinden, basta!"

"Bitte, Moorbrand, so kommen wir doch nicht weiter ..."

"Ich lass mir nicht drohen, von so einer, von einer Göre. Kann mir irgendeiner sagen, was die hier überhaupt zu suchen hat?"

"Bitte ... Moorbrand ... also Fräulein ... mein liebes Kind ... sie müssen sich wirklich keine Sorgen machen. Ich kann ihnen versichern, daß wir alles Erdenkliche für unsere Kinder tun, damit sie es einmal besser haben als wir.

Sehen sie, wir haben eine schöne Schule, wo die Kinder viel lernen. Das gab es damals bei uns nicht. Bei uns war ... bla.. bla... bla..."

"Hör bloß auf Fliegenköttel, daß kann doch keiner mehr hören ..."

"Ich wollte ja nur..."

"Ja, ja ... wir wissen, was du ..."

"... auf meine Schule lass ich nichts kommen, das sage ich euch, darauf können wir stolz sein."

Die Gäste nickten beipflichtend.

Die Gouvernante dagegen fand den Zustand der Schule beschämend.

Was Fliegenköttel nicht wahrhaben wollte.

"Das können sie mir nicht anlasten", warf er dem Fräulein vor. "Seit Jahren stelle ich den Antrag auf Renovierung. Aber den anderen Herren vom Stadtrat ist die Erschließung ihrer Moorbachwiesen ja wichtiger. Dem Schüttelmann war ja der blöde Gleisanschluss an seiner Molkerei wichtiger. Das hätte man sich sparen können, die Reichsbahn kauft doch bei dem gar nichts mehr.

Und wissen sie, was die Zufahrtsstraße für das Sägewerk gekostet hat? Für die Schule war da ja kein Geld mehr..."

"Was erzählst du hier für Märchen, Fliegenköttel", beschwerte Wehlich sich. "Wenn es meinem Laden gut geht, hat doch die ganze Stadt was davon."

Und dann fügte er noch hinzu, daß man nicht in einem Palast sitzen müsse, um den Kindern das Einmaleins beizubringen. Und wenn er, der Fliegenköttel, nicht mal dazu im Stande sei, den Kindern so was beizubringen, könne man das Geld für die Renovierung auch nützlicher anlegen.

"Das lasse ich nicht auf mir sitzen", protestierte der Lehrer Fliegenköttel erbost, "das sollen alle hören: Überall wird das Geld verschwendet; wenn es um eure Sachen geht, spielt der Preis keine Rolle, und wir müssen sehen, wie wir in der Schule klar kommen. Wenn jetzt auch noch behauptet wird, die Kinder würden bei uns nichts lernen, dann geht das zu weit. Das, was die Kinder an Wissen brauchen, geben wir ihnen, trotz der räumlichen Unzulänglichkeiten."

So kamen sie auf Hermann Dudelbeck, der wohl für eine gewisse Zeit auf dem Gymnasium war, letztendlich aber mit seinen 16 Jahren immer noch in der achten Klasse herumhängt, während andere Buben seines Alters längst mit ihrer Lehre fertig sind.

Wofür Lehrer Fliegenköttel sich jedoch nicht verantwortlich fühlte. Er hätte dafür gesorgt, dass Hermann die Aufnahmeprüfung des Gymnasiums bestanden hatte, rechtfertigte er sich.

Für sein dortiges Versagen, könne er nichts, das sei allein Dudelbecks Schuld, der nicht dafür gesorgt hätte, daß Hermann seine Hausaufgaben macht und vernünftig lernt.

Wozu Dudelbeck anmerkte, dass er auch noch anderes zu tun hätte.

"Dafür bist du zuständig, du allein", klärte er den Lehrer auf. "Du hast mir doch gesagt, daß das mit der Aufnahmeprüfung in Ordnung geht, daß du dich darum kümmerst, und wenn er erst auf dem Gymnasium ist, alles besser wird, keiner mehr davon spricht. Ich hätte mich doch nie darauf eingelassen, wenn ich gewusst hätte ..."

Die Gäste wurden hellhörig.

"... wenn euer Hermann nicht dauernd die Schule schwänzen würde, dann ..."

"... du hast mir doch immer gesagt, daß alles in Ordnung ist ... "

"... denkst du, ich habe Lust, mich in eure Familienangelegenheiten zu mischen?"

"Na, warte, der Bengel wird was erleben, wenn ich nach Hause komme. Wie soll der jemals die Apotheke übernehmen?"

Das wussten die Gäste auch nicht.

"Sie werden dem Hermann nichts tun", drohte die Gouvernante dem Dudelbeck, "wenn sie ihn anfassen, werden sie es bitter bereuen ..."

"Jetzt droht die mir auch noch", sagte Dudelbeck fassungslos.

Und dann machte Wehlich sich auch noch darüber lustig, dass deren Hermann sich hinter einem Weiberrock versteckt ...

"... ihr lasst den Hermann zufrieden", wiederholte sie ihre Drohung an alle, "sonst bekommt ihr es mit mir zu tun."

Die Männer wollten sich wohl totlachen und die Gäste auch.

Und dann brachte sie auch noch den großen Molke ins Spiel und beschwerte sich darüber, dass der nicht einmal richtig rechnen könne, vom Lesen und Schreiben ganz zu schweigen.

In einer anderen Stadt würden er längst zur Hilfsschule gehen, meinte sie.

"Dabei ist das ein ganz guter Junge", fügte sie noch hinzu, "der könnte es einmal weit bringen und der Willi ..."

"Ist das war", unterbrach der alte Schüttelmann sie, "glaubst du das wirklich?"

Die Gäste kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Schüttelmann wandte sich Fliegenköttel zu: "Stimmt es, was sie sagt? Du hast mir immer gesagt, daß seine Leistungen gut sind, es kein Problem mit der Versetzung gibt ..."

"... hat es ja auch nicht. Ich halte mich an meine Versprechungen ..."

"Das macht unter euch aus", sagte die Gouvernante.

"Aber wenn die Jungs morgen früh nicht beim Herrn Beckmann sind, werdet ihr es bereuen", prophezeite sie ihnen, drehte sich um und ging wutschnaubend hinaus, geradewegs auf die Tür zu ...

Und wenn ein Gast nicht geistesgegenwärtig aufgesprungen wäre, um ihr die Türe zu öffnen, wäre sie wohl schnurstracks hindurch gelaufen ...



Die Herren vom Stadtrat hatten sich an jenem Abend noch lange und heftig gestritten. Viele Schnäpse und Biere waren nötig, bis sie wieder einigermaßen klar denken konnten und den Entschluss fassten, die Jungs am nächsten Tag höchstpersönlich in die Schule zu bringen. Was sie auch taten.

Wie sie um neun Uhr auf die Straße kam und keinen der Buben vor dem Haus ausmachen konnte, begannen ihre blauen Augen wild zu blitzen, sie kehrte um, griff ihr Täschchen und ging los, schnurstracks in Richtung Schule, und wer im Städtchen wohl von ihr gehört, sie aber nie vorher gesehen hatte, dachte sich: Das muss sie sein, das kleine Fräulein, die Gouvernante vom Schüttelmann.

Und sie pressten ihre Nasen an die Fensterscheiben und fragten die Nachbarin "Hast du sie auch gesehen?"

Und sie fragten sich, wie es später noch häufig geschehen sollte: "Wo will sie hin? ... Was hat sie vor? ... Was ist passiert? ... Was wird passieren?"

Der Hausmeister rief dem Fräulein noch nach: "Da können sie jetzt nicht hinein, da ist Unterricht ..."

Sie schien es nicht zu hören, riss die Tür auf, trat ein, schaute in die Runde, zeigte auf einen Buben und sagte: "Hermann komm! Wir haben Krisensitzung."

Bevor die Flickenschild begriff, was da los war, hatte Hermann sich schon erhoben und war ihr nach, und Hermann holte Willi und den großen Molke und Willi den Friedel und den Heiner und sie noch den Bernie und den kleinen Molke ...

Die anderen Schüler waren fasziniert. So was hatte es noch nie gegeben. Während die Lehrer noch benommen und hilflos vor der Tafel standen, waren sie zu den Fenstern gestürzt, um das Fräulein mit den Buben über den Schulhof gehen zu sehen ...

Es mag so um zehn Uhr gewesen sein, als Moorbrand plötzlich zum Schüttelmann ins Dienstzimmer gestürzt kam.

"Schüttelmann", keuchte er aufgeregt, "ich weiß nicht, was ich machen soll. Heiner weigert sich, in meinem Sinne auszusagen. Der will sagen, daß er die Hose selbst zerrissen hat und Beckmann ihm nur helfen wollte, ihn vom Zaun zu holen."

"Was hab ich damit zu tun?", wollte Schüttelmann von ihm wissen.

"Wenn der seine Aussage ändert, stehe ich doch da, wie ein Idiot und habe auch noch die Kosten zu tragen. Und der Beckmann lacht sich eins ins Fäustchen. Da muss ich mir nachher noch sagen lassen, ich wollte den Buben zu einer Falschaussage zwingen. Das hat mir dieses Biest eingebrockt, die ist gefährlich, du musst ..."

... da kam auch schon Fliegenköttel mit der nächsten Hiobsbotschaft angelaufen: "Die Jungs sind weg. Sie hat sie mitgenommen."

"Krisensitzung", waren sie sich einig, "holt Wehlich und Dudelbeck ..."

... brauchten sie gar nicht, die kamen schon von selbst.

"Was meint ihr, was heute morgen in der Apotheke los war?", begann Dudelbeck sich Luft zu machen, "so ein Geschäft habe ich in meinem Leben noch nicht gemacht. Da kamen Leute, die habe ich noch nie gesehen und kauften irgendeinen Mist. Und jeder wollte wissen, was gestern im Ochsen los war, wer das Weib war. Und um zehn kamen schon die ersten und haben mir grinsend untergeschoben, daß sie in der Schule war und mit den Jungs unterwegs ist zum Beckmann. Ich konnte nicht früher kommen. Was hätte ich denn machen sollen? Der Laden war voll."

"Alle wissen davon", jammerte Wehlich, "meine Frau sagt, daß die beim Bäcker schon über uns lachen. Und was meint ihr, wie die Leute mich angeglotzt haben, als ich hier her kam. Kommt mit, die holen wir da weg. Ich lass mich nicht verarschen, nicht von so einer ..."

"Wartet, wartet, wartet", versuchte der alte Schüttelmann sie zu beruhigen. "Das bringt nichts. Da wartet der Mob nur drauf. Wir dürfen jetzt nicht die Nerven verlieren und uns zum Gespött der Leute machen.

Wir tun einfach so, als ob ... tuschel ... tuschel ... tuschel ... und wenn die dann ... tuschel ... tuschel ... tuschel ... machen wir ... tuschel ... tuschel ... tuschel ..."

Was nicht bei allen auf Gegenliebe stieß.

Wie dem auch sei: Jedenfalls standen die Bürger mit staunenden Augen hinter den Hecken, Fenstern und Zäunen, wie Schüttelmann mit fröhlicher Miene gemächlichen Schrittes die Akazienallee hinunter spazierte, vor Beckmanns Garten stehen blieb und ihm zurief, so, daß es auch jeder hören konnte: "Grüß Gott, Herr Nachbar ... na, sind die Buben auch schön fleißig?"

"Danke, danke, Herr Bürgermeister", erwiderte Beckmann glücklich, "auf eure Jungs lasse ich nichts mehr kommen ..."

Wonach Schüttelmann mit geballter Faust in der Tasche und zusammengekniffenen Lippen grimmig nach Hause schlich.

Wo sie nicht war.

Kurze Zeit später kam auch noch Moorbrand und blieb lachend an Beckmanns Zaun stehen. Reichte ihm gar die Hand. Verstehen konnte man nichts. Danach aber ist er weiter zum Gericht, um seine Klage zurückzuziehen.

Es war halb acht Uhr abends. Sie war immer noch nicht da, kein Abendbrot, nichts war fertig. Im alten Schüttelmann brodelte der Zorn.

Um acht tauchte Fliegenköttel bei ihm auf: "Schüttelmann ... die Flickenschild dreht durch ... die kann den Bernie nicht finden ..."

Er winkte ab: "Dann soll die zum Beckmann gehen ..."

"Da ist keiner mehr ..."

"Wo sind die denn?"

"Keine Ahnung... die sind weg... Friedel auch... Wo sind deine denn?"

Schüttelmann lief durchs Haus, rief nach draußen in den Garten, kam zurück und zuckte mit den Schultern: "Auch weg ..."

Just in dem Moment öffnete sich die Tür und sie trat ein.

"Wo kommst du her?", wollte Schüttelmann von ihr wissen.

"Wo sind die Buben?", fragte Fliegenköttel.

Als von draußen jemand gegen die Tür hämmerte.

Die drei zuckten erschreckt zusammen. Schüttelmann öffnete. Zwei große, fremde Männer standen vor der Tür, klappten ihr Revers zur Seite und sagten: "Bezirkspolizei ... Sind wir hier richtig bei Schüttelmann?"

Er nickte.

"Dann ist das wohl das Fräulein?"

"Ja, sie können sie gleich mitnehmen", erwiderte Schüttelmann.

Die beiden wandten sich dem Fräulein zu, versuchten zu lächeln, nahmen ihre Hüte ab, verbeugten sich, und der Größere von den beiden sagte: "Entschuldigen sie bitte unseren späten Besuch ..."

"Es haben sich neue Erkenntnisse ergeben", erklärte ihr der Kleinere von beiden.

"Es geht um den Schmelzkäse ...", meinte der Größere.

"Oma Brösel ist nämlich nicht eines natürlichen Todes gestorben", präzisierte der Kleinere den Fall. "Es lag am Schmelzkäse ..."

"Wir müssen von Mord ausgehen", fügte der Größere hinzu.

"Sie behaupten, die alte Brösel ist an meinem Schmelzkäse krepirt!", fuhr Schüttelmann die Beiden zornig an. "Das ist Verleumdung, das ist Rufmord. Ich bin hier der Bürgermeister ...", und rannte los, um aus der Küche eine kleine Schüssel mit Schmelzkäse zu holen.

"Da", sagte er und hielt den beiden die Schüssel vor die Nase, "probieren sie ruhig. Dann werden sie ja sehen, ob es am Schmelzkäse lag ..."

Die beiden mochten aber nicht.

Also steckte Schüttelmann seinen Finger hinein, fischte eine gewisse Menge heraus, lutschte den Finger ab und ließ den Schmelzkäse genüsslich auf der Zunge zergehen.

Seine Augen begannen zu leuchten und er sagte: "HmMMM ... ein Genuss ... so was Sahniges finden sie kein zweites Mal ... Auf meinen Schmelzkäse lasse ich nichts kommen ..."

Der Kleinere sah in skeptisch an. Nahm die Schüssel, roch daran, nickte anerkennend, nahm auch eine Probe und sagte:

"Wirklich gut ... riecht auch nicht unangenehm ... schmeckt auch nicht muffig ... eigentlich ... also ... ich würde meinen ... Schüttelmann 's Schmelzkäse ist das nicht ... dieser hier schmeckt genauso wie der, den meine Frau immer kauft ... wie der von Bummelbach & Co."

"Das stimmt", bestätigte das Fräulein ihm lächelnd, "den nehmen wir auch immer ..."

Schüttelmann mochte nicht glauben, was er hörte.

"Du schleppst hinter meinem Rücken den Käse von Bummelbach & Co. in mein Haus? In mein eigenes Haus?", donnerte er los.

"Sie haben doch selbst gesagt, daß der ihnen schmeckt", rechtfertigte das Mädchen sich.

"Weil ich dachte, daß es unser ist", schnauzte Schüttelmann aufgebracht.

"Sie haben selbst gesagt, dass man unseren nicht genießen kann", hielt das Mädchen ihm vor.

"Aber nur, weil du zu blöd warst den richtig zuzubereiten", entgegnete er. "Und falsch gelagert hast du den auch noch. So kann der auch nicht schmecken. Nachdem du das kapiert hattest, ging es ja ... da hat der auch geschmeckt ..."

Sie nickte: "Weil ich danach den von Bummelbach & Co. geholt habe."

Was Schüttelmann als Verrat und Niedertracht empfand, ihr es auch deutlich zu verstehen gab, auf eine Weise, die ...

"Schüttelmann, bitte", unterbrach Lehrer Fliegenköttel ihn, "nicht vor dem Fräulein ..."

"Ach, lass mich doch zufrieden", schnauzte Schüttelmann ihn an, "die ist kein Fräulein, die ist eine Schlange ... eine falsche, hinterlistige Schlange ist die ... eine ..."

"Jetzt wirst du peinlich", maßigte der Lehrer Fliegenköttel ihn, was sollen denn die beiden Herren von uns denken?"

Die beiden Bezirkspolizisten sahen sich verwirrt an, bis der Größere wieder das Wort ergriff und sagte: "Also ... es lag auch nicht direkt am Schmelzkäse, sondern mehr an dem Gift im Käse ..."

"Das ist eine Frechheit", nahm Schüttelmann gleich wieder Fahrt auf, "das muss ich mir in meinem Hause nicht bieten lassen ... Unter Zeugen: Wehlich, Dudelbeck, Fliegenköttel ... Die behaupten, daß in meinem Käse Gift ist ... Das wird ein Nachspiel haben."

Dem Kleinen von den beiden wurde die Sache sichtlich peinlich: "Nein bitte, verstehen sie uns nicht falsch. Es handelt sich nicht um Schüttelmanns Schmelzkäse. Der besagte war eindeutig von höherer Qualität ..."

"Was soll das heißen?" ballerte Schüttelmann wutschnaubend los.

"Daß das Gift, vermutlich in der Absicht die bedauernswerte Person vom Leben in den Tod zu führen, dem Käse, welcher nachweislich nicht Schüttelmanns war, beigemischt wurde ..."

"Und warum sagen sie das nicht gleich?", schnauzte Schüttelmann ihn ärgerlich an.

Der Kleinere zuckte mit den Schultern.

"Und warum kommen sie dann zu mir?", wollte Schüttelmann von ihm wissen.

"Wir wollten gar nicht zu ihnen. Wir wollten nur das Fräulein sprechen."

"Die hat damit nichts zu tun", nahm Schüttelmann sie in Schutz, "die hat von Schmelzkäse keine Ahnung."

Weil es dem Größeren wohl zu dumm wurde, ergriff dieser wieder das Wort: "Schmelzkäse interessiert uns überhaupt nicht. Unsere Ermittlungen richten sich gegen den Überbringer ..."

"Und den suchen sie bei uns? In meinem Haus? Glauben sie, wir ..."

"Wir glauben gar nichts mein Herr. Das ist reine Routine. Wir müssen jeder Spur nachgehen ..."

"Nicht bei uns!"

"Wir wollen das Fräulein, welches zur Tatzeit das Zimmer mit der bedauerlichen Person teilte, lediglich befragen, ob sie hierzu Angaben machen kann."

"Wozu?"

"Zum Überbringer ... Ob sie ihn möglicherweise im Krankenzimmer gesehen hat."

"Es tut mir leid", erwiderte das Fräulein, "aber zu der besagten Zeit lag ich noch im Koma ..."

Der Große von den beiden blätterte in seinem Notizblock, las dieses und jenes und sagte: "Ja, das deckt sich mit dem, was das Krankenhauspersonal zu Protokoll gegeben hat. Schade, es hätte unsere Ermittlungen sehr vereinfacht ..."

"Ich würde ihnen gerne weiterhelfen ..."

"Sehr gütig mein Fräulein ..."

"Haben sie sonst noch Fragen?"

Er blätterte eine Weile in seinem Büchlein: "Nein ... das war schon alles."

Dann verbeugten sich die beiden höflich, entschuldigten sich noch einmal für die Unterbrechung, bedankten sich bei dem Fräulein für ihr Verständnis und wandten sich zum Gehen.

Kaum dass sie weg waren, klopfte es schon wieder an der Tür.

Genervt riss Schüttelmann die Tür auf und stutzte: "Oh ... welche Ehre ... Herr Richter ... daß sie mich auch mal besuchen kommen ... was kann ich für sie tun?"

Der Richter war ein freundlicher, alter Mann: "Nichts, mein lieber Schüttelmann, nichts. Ich wollte eigentlich zu dem Fräulein, welches bei ihnen wohnt."

"Was? Sie auch? Was hat die denn jetzt schon wieder angestellt?"

Der Richter lächelte gütig und Schüttelmann ließ ihn hinein.

"Ist das das kluge Fräulein?" fragte er, wie er sie erblickte, ging lächelnd auf sie zu und legte ihre Hand zwischen seine. So standen die beiden eine Weile und blickten sich an.

"Ich hoffe doch sehr, nicht zu stören", sagte er endlich, "würde es ihnen etwas ausmachen, einem alten Mann ein wenig ihrer Zeit zu opfern?"

Sie lächelte: "Keineswegs, ich bin beglückt, in diesem Haus überhaupt einmal einen netten Mann zu treffen."

Schüttelmann warf ihr einen grimmigen Blick zu.

"Wollen wir in die Wohnstube gehen?" fragte sie höflich den Richter.

"Nein nein, mein Fräulein ... eigentlich hätte ich mit ihnen ... na sagen wir ... etwas Geschäftliches zu besprechen ... und da wäre es mir lieb", er schaute misstrauisch die anderen Männer an, "da wäre es mir lieber unter uns zu sein. Wenn sie nichts dagegen einzuwenden hätten, würde ich sie gerne zu einem kleinen Spaziergang einladen."

"Das geht jetzt nicht", mischte Schüttelmann sich ein, "wir haben noch nicht zu Abend gegessen."

"Oh", erwiderte der Richter, sah zum Fräulein und sagte: "Das trifft sich gut. Dann gestatten sie mir, sie zum Abendessen in den Goldenen Ochsen einzuladen. Sie würden mir damit eine große Freude bereiten."

"Es wäre mir ein besonderes Vergnügen", erwiderte sie lächelnd, worauf er ihr seinen Arm anbot und sie sich dankend einhakte.

Wie der Richter mit dem Fräulein auf der Straße war, rief der Lehrer Fliegenköttel ihr noch nach: "Und wo sind die Jungs?"

Doch sie schien es nicht mehr gehört zu haben.

Viele hatten das ungleiche Paar damals im Goldenen Ochsen speisen sehen. Es wurde behauptet, daß die beiden an jenem Abend sehr viel Spaß miteinander gehabt haben sollen. Jedenfalls, und das beschwor einer der Gäste, welcher mit seiner Gattin am Nebentisch gesessen hatte, soll der Richter zu dem Mädchen, so ziemlich zum Schluss, gesagt haben, daß er es über die Jahre kaum noch ertragen mochte, täglich mit der Dummheit und Niedertracht der Menschen in Berührung gekommen zu sein, weshalb er seinen einzigen Trost in seinem fortgeschrittenen Alter fand. So sei ihm die Erlösung nicht mehr fern und der Tod ihm ein sehnächtiger Freund geworden ... Jetzt aber, wo er sie getroffen habe, sei dieses vergessen und er würde alles dafür geben, noch einmal jung zu sein.

Die Jungs blieben verschwunden. Auch am nächsten Tag war keiner von ihnen zur Schule gegangen, weshalb es am Morgen im Rathaus erneut zu einer Krisensitzung kam.

Die Sache mit dem Schmelzkäse war dem alten Schüttelmann damals sehr nahe gegangen und wenn das Fräulein ihm bisher in seinen Gedanken eher naiv und feenhaft erschien, vermischte sich dieses Bild immer mehr mit dem einer Schlange, so daß seine Gefühle ihr gegenüber zwiespältig wurden.

Zu Mittag kam dann auch noch Bollerkopf mit der Hiobsbotschaft angeradelt, daß es im Laden des Kaufmanns zu einem Tumult gekommen sei, weil sie wohl dort eingekauft hatte, die Waren aber nicht bezahlen wollte.

Und wie der Kaufmann ihr den Korb wieder abnehmen wollte, habe sie ihn auch noch einen Flegel genannt und sich geweigert, die Waren wieder zurückzugeben.

Also habe der Kaufmann nach der Polizei gerufen und nun habe er, der Bollerkopf nämlich, eine Anzeige des Kaufmanns gegen das Fräulein wegen Diebstahls aufnehmen müssen und wollte vom Schüttelmann nur wissen, wie er in diesem Fall weiter verfahren soll.

Der alte Schüttelmann ist dann gleich zum Kaufmann hin und man einigte sich derart, daß der Kaufmann zukünftig das Fräulein ganz normal bedienen und später direkt mit dem Schüttelmann abrechnen soll. Wobei der alte Schüttelmann aber darauf bestand, daß das Fräulein von all dem nichts zu wissen brauche.

So zog der Kaufmann seine Anzeige zurück und alles schien in Ordnung.

Bis es zur Gerichtsverhandlung Kaufmann gegen Wehlich kam. Der alte Schüttelmann wollte von Anfang an nicht, daß sie mit zu der Verhandlung kam, doch sie ließ sich nicht davon abbringen.

Wie der Richter den Angeklagten aufforderte, sich zu erheben, erhob sie sich. Der Richter machte sie in seiner gütigen Art darauf aufmerksam, daß sie damit nichts zu tun habe, weil der eigentliche Angeklagte ja der Wehlich sei. Worauf sie erwiderte, daß das nicht stimmen könne, da der Kaufmann sie ja wegen des Diebstahls angezeigt hätte. Das wiederum konnte der Kaufmann nicht bestreiten, bemerkte jedoch, was ja auch richtig war, daß er diese Anzeige wieder zurückgenommen habe. Davon aber wollte sie nichts wissen, so daß Bollerkopf das bestätigen musste. Sie machte dann geltend, daß ein solches Handeln nicht gerecht sein könne, da der Kaufmann nur ihre und nicht die gegen Wehlich zurückgenommen habe, weshalb sie eine Bevorzugung in diesem Falle unmöglich akzeptieren könne. Worauf der Kaufmann erklärte, daß es sich in keiner Weise um eine Bevorzugung handle, da der alte Schüttelmann ihm das Geld ja gegeben habe und somit der Umstand eines Diebstahls nicht mehr gegeben sei.

Wie der Wehlich das hörte, gab er erregt zu Protokoll, daß auch er die zur Verhandlung stehende Ware bezahlen wollte, der Kaufmann aber im Gegensatz zum Schüttelmann und dem Fräulein von ihm das Geld nicht annehmen wollte und auf Klage bestanden habe.

Diese unterschiedliche Behandlung der Kunden in einem ähnlich gelagerten Fall konnte der Kaufmann dem Gericht nicht schlüssig erklären, weshalb seine Klage vom Richter abgewiesen wurde.

Zum Schluss lief die Angelegenheit wie folgt aus: Das Fräulein war dem alten Schüttelmann bitterböse, weil er hinter ihrem Rücken derartige Geschäfte betrieben hatte. Der Kaufmann akzeptierte das Geld vom Wehlich für die Flaschen Schnaps, musste aber die Kosten der Gerichtsverhandlung selbst tragen. Wehlich ließ seine Klage gegen den Kaufmann fallen, weil ihm das Fräulein sonst gewisse Nachteile angedroht hatte.

Lediglich der Bund der aufrechten Frauen, der ja als Nebenkläger gegen den Kaufmann angetreten war, hielt seine Klage noch eine Zeitlang aufrecht. Aber das war unerheblich und verlief irgendwann im Sande.

Der Richter hatte sich bei dem Fräulein noch persönlich für ihre Hilfe bedankt und noch gesagt, daß man ihn im Städtchen gar nicht mehr benötigen würde, wenn alle Bürger wären wie sie.

So waren alle glücklich und zufrieden, nur der alte Schüttelmann nicht, dem das alles absurd erschien.

Es liegt auf der Hand, daß nicht alles, was sich zu jener Zeit ereignet hatte, im Detail behandelt werden kann. So viel war ja auch noch nicht geschehen, sie war ja erst ziemlich kurze Zeit im Städtchen.

Als die Buben damals aber den dritten Tag verschwunden blieben, wurden die Männer des Stadtrates doch ein wenig unruhig und beschlossen, die Fahndung, ohne großes Aufsehen in der Bevölkerung, selbst durchzuführen.

Wozu es auch Zeit wurde. Denn an diesem dritten Tag, sie saßen gerade im Goldenen Ochsen, um die Strategie zu besprechen, kam der Redakteur vom Volksblatt hinzu und legte den Herren ein Aufruf vor, welcher von den Buben stammte und vom kleinen Bernie in seiner Redaktion abgegeben wurde.

Hierin forderten die Buben alle Schüler auf, die Schule solange zu boykottieren, bis die Räumlichkeiten in einen annehmbaren Zustand versetzt seien und alle Lehrer sich verpflichten, den Unterricht interessanter zu gestalten und überhaupt alles so machen sollten, wie die Schüler es haben wollten.

"Diesen Schwachsinn wirst du doch nicht drucken", drohte Schüttelmann dem Redakteur.

"Nein nein", beruhigte der Redakteur ihn, "deshalb bin ich ja gleich zu ihnen gekommen. Eine Hand wäscht die andere. Wenn sie wissen was ich meine ..."

Worauf Schüttelmann beim Wirt ein Schnaps bestellte, diesen dem Redakteur vor die Nase stellen ließ und sagte: "Dein Glück, trink aus und verschwinde ..."

Was der Redakteur dann auch ein wenig enttäuscht tat.

Für die Männer des Stadtrates hatte das Auffinden der Buben von da an höchste Priorität. Nachdem sie eine Weile darüber diskutiert hatten, was sie alles mit den Bengeln machen wollten, wenn sie die erst einmal in den Händen hätten, kam der Lehrer Fliegenköttel auf den Gedanken, daß das alles recht gut und richtig sei, man sie dafür jedoch erst einmal haben müsse. Das sahen dann auch die anderen ein.

Doch wie man sich auch anstrengte, man hatte keine Idee, wo man sie finden könnte. In der alten Ziegelei waren sie nicht, an der Eisenbahnbrücke auch nicht. Sie waren wie vom Erdboden verschwunden. So blieb es auch am vierten Tag.

Und dann kam der fünfte. Der Tag, den niemand im Städtchen vergessen sollte. Der Tag, an dem den Männern vom Stadtrat klar wurde, daß ein schneller, ja augenblicklicher Erfolg ihrer Fahndung von existentieller Bedeutung war.

Wie die Buben sahen, daß das Volksblatt mit den Erwachsenen eine Sache machte und ihren Aufruf nicht veröffentlichen wollte, haben sie sich an das Kreisblatt gewandt, welches, wie jeder weiß, überregionale Verbreitung fand. Und die fanden die Angelegenheit in dem Städtchen höchst interessant.

Schon auf dem Weg zum Rathaus, kamen dem alten Schüttelmann von überall her Leute entgegen mit dem Kreisblatt unter dem Arm und fragten nach den Hintergründen dieser merkwürdigen Angelegenheit, von der ja niemand im Städtchen bis dahin etwas genaueres wusste.

Auf der ersten Seite stand es in dicken Buchstaben:

Die sieben Helden kämpfen für Schulreform!

Und darunter stand ein kleiner Artikel, daß es sich um die besagten Buben handle, welche ja erst kürzlich in der Hauptstadt die Tapferkeitsmedaille überreicht bekommen hatten und die jetzt im Kampf gegen die Gleichgültigkeit und Einfältigkeit der Erwachsenen, wozu in erster Linie die Mitglieder des Stadtrates im Städtchen zu nennen seien, Bedingungen einforderten, welche ihnen eine erträgliche Zukunft versprochen.

Und dann stand da noch, daß alles Weitere auf Seite zwei stehen würde. Und dort sah man dann auch die Bilder der aufrechten Buben, welche man noch im Archiv fand und man erinnerte noch einmal an die Verleihung der Tapferkeitsmedaillen und fragte sich, wie wohl jeder Bürger, ob es nicht beschämend sei, daß die Kinder sich selbst um Dinge kümmern müssen, die eigentlich zur Pflicht eines jeden aufrechten Erwachsenen zählen sollten.

Schüttelmann war stinksauer. Dazu kam noch, daß Heiner Moorbrand als Autor dieser Zeilen genannt wurde. Nun war ja sein Vater, der alte Moorbrand, aus ganzer Seele Sozialist, weshalb er die veränderte Lage auch sofort erkannte und in seinem Sinne zu nutzen verstand.

Schon auf dem Weg ins Rathaus hatte er öffentlich erklärt, daß er den Kampf der Buben nur unterstützen könne und er ja schon lange gesagt habe ... bla ... bla ... bla ... und man müsse endlich den Kapitalisten, welche nur den eigenen Vorteil in Augen hätten ... bla ... bla ... bla ... So verspreche er den Bürgern im Städtchen, daß wenn die Sozialisten, wovon er jetzt ausgehe, demnächst den Bürgermeister stellen, er dafür einstehe, daß alles gerechter werde und jeder im Wohlstand leben würde und nicht mehr arbeiten brauche.

Und vorsichtshalber hatte er noch jeden darauf aufmerksam gemacht, welcher Name als Autor des Aufrufs genannt wurde.

Im Stadtrat war man sich schnell einig, daß die nun notwendigen Schritte unmöglich mit dem Moorbrand gemeinsam unternommen werden konnten. Erschwerend kam hinzu, daß fortwährend die Redakteure von der Kreiszeitung um Stellungnahmen der Verantwortlichen nachsuchten und Moorbrand nichts lieber tat, als diesen Wünschen zu entsprechen.

Also vereinbarte man eine geheime Sitzung im Sägewerk vom Wehlich. Jeder weiß ja, wie damals die Alten im Städtchen darüber spekuliert hatten, welcher Trottel wohl den Einfall für diese irrwitzige, wenn nicht unappetitliche Unternehmung gehabt haben könnte. Deren Kinder und deren Kinder hatten ja noch von Zeit zu Zeit darüber diskutiert, wie es dazu hatte kommen können. Es wurde nie aufgeklärt.

Und das Fräulein selbst hatte sich später ja auch mit den entsprechenden Herren geeinigt, hierüber Stillschweigen zu wahren. Nur so konnte es dann ja auch letztendlich zu der allgemein akzeptierten Auflösung der ganzen Angelegenheit kommen. Egal, von den Betroffenen lebt heute sowieso keiner mehr, so dürfte es niemanden schaden, wenn auch dieses Geheimnis endlich gelüftet wird.

Es einem einzelnen anzuhängen, wäre der ganzen Wahrheit nicht dienlich. Wahrscheinlicher ist, daß der Gedanke sich während des Gespräches im Sägewerk erst allmählich entwickelt hatte.

Weiter nach den Buben zu suchen, schien den Männern nicht sinnvoll. Die Zeit drängte zu sehr. So kamen sie auf die Idee, die Buben aus ihrem Versteck zu locken. Wozu man, wie jeder erfolgreiche Jäger weiß, einen Köder benötigt.

Erst dachten sie, man sollte die Buben mit Versprechungen locken, was Fliegenköttels Idee war. Dudelbeck dachte sogar an Amnestie.

Und Wehlich schlug vor, das Fräulein als Köder zu benutzen, wovon Schüttelmann, was der Wahrheit wegen gesagt werden muss, anfangs sehr dagegen war. Doch wie man sich auch drehte, Wehlichs Argumente schienen die besten zu sein.

So willigte letztendlich auch der alte Schüttelmann mit ein.

Man fasste den Plan, das Fräulein zu entführen. Man wollte an die Ehre der Jungs appellieren, die ihr Fräulein in Gefahr wännen sollten.

Niemand zweifelte daran, daß die Buben dann ihr Versteck verlassen würden, um dem Fräulein zu Hilfe zu eilen ... und dann ... ??? ... wollte man weiter sehen.

Obwohl den Männern der Gedanke nicht wirklich angenehm war, beschlossen sie, das Fräulein im alten Waldschlößchen zu verstecken.

Die Jüngeren mögen nun denken, daß das Waldschlößchen ein recht komfortabler Ort gewesen sei, weil es ja so schön und modern ausgebaut war. Was zu jener Zeit aber noch nicht der Fall war. Da war es noch nicht dieses ansehnliche, im barocken Stil renovierte Anwesen.

Die Alten kannten es noch anders, das einst wertlose, über die Jahre zerfallene Gebäude.

Man sagte, daß ein gewisser Baron von und zu Nierenstein irgendwann zu Ende des letzten Jahrhunderts dieses Schloß gebaut und hin und wieder, vornehmlich zur Sommerzeit, darin gewohnt haben soll.

Große Feste sollen damals dort stattgefunden haben und viele schöne, junge Frauen soll es damals dort gegeben haben. Es wurde sogar davon gesprochen, daß die Frauen vom Baron entführt worden sein sollen und er sie zum eigen Vergnügen und dem seiner engsten Freunde und Vertrauten dort untergebracht haben soll.

Man wollte sogar wissen, daß einige Französinen als Leihgaben dort gewesen sein sollen. Ein wahres Lustschloß soll es gewesen sein und einige meinten stolz, daß es wohl das letzte dieser Art auf dem gesamten Kontinent gewesen sein soll.

Nach dem Kriege aber soll der Baron nach Frankreich geflüchtet und nie mehr aufgetaucht sein.

So verfiel das Schloß mit den Jahren zu einer Ruine. Jedenfalls war das alles schon so lange her, daß niemand von denen, die damals lebten, den Baron je gesehen hatten, weshalb das, was man sich erzählte, auch nur auf Hörensagen beruhte.

Wie der alte Schüttelmann das Land für seine Molkerei kaufte, musste er das wertlose Gebäude mit übernehmen. Es lag wenige hundert Meter hinter seinen Betriebsstätten einsam und verlassen inmitten eines Eichenwäldchens.

Schüttelmann wollte nicht dabei sein, wie die Männer mit Masken verkleidet zu später Stunde in sein Haus eindringen, dem armen, verschreckten Fräulein einen Sack über den Kopf zogen und mit ihm verschwanden.

Er saß währenddessen nachdenklich, vielleicht auch ein wenig verschämt im Goldenen Ochsen. Für die Männer war es auch nicht so einfach, das widerspenstige Fräulein zu zähmen. Der alte Wehlich hatte sie wie einen Mehlsack über seine Schulter geschmissen und sie schimpfte und strampelte mit den Beinen, daß es keine Freude war.

Erst als sie mit ihrem Hacken dem Dudelbeck ins Auge getroffen hatte, welches noch Tage später blutunterlaufen war, und er aus Schreck oder Zorn ihr einen kräftigen Schlag auf den Hintern versetzt hatte, was sie ziemlich empörte, war Ruhe.

Und weil die Männer nichts dem Zufall überlassen wollten, erhielt die Bezirkszeitung noch am selben Abend einen anonymen Anruf, dessen Inhalt der war, daß die angeblich so heldenhaften Buben aus Trotz oder Wut oder der Erpressung wegen, das zarte, unschuldige Fräulein in ihre Gewalt gebracht hätten, weshalb jeder anständige Bürger aufgerufen sei, die Terroristen unschädlich zu machen und ihren Aufenthaltsort unverzüglich dem Bürgermeister persönlich zu melden.

Zudem würde das Städtchen, weil das Fräulein so angesehen und gut gelitten sei, eine gewisse Belohnung für die Ergreifung der Täter aussetzen.

Irgendwie waren die Männer doch ein wenig Stolz darauf, mit dieser, wie sie meinten, strategisch wohl durchdachten Maßnahme, gleich drei vielversprechende Feuer entzündet zu haben.

Jedenfalls hatte das Volksblatt diese Meldung wortwörtlich am nächsten Morgen auf der ersten Seite veröffentlicht. Das Kreisblatt jedoch, das etwas später erschien, berichtete hauptsächlich von einem anonymen Anrufer, der nicht sehr vertrauenserrückend gewesen sein soll und besonders durch seine plumpe Art aufgefallen war, die von geringer Bildung zeugte.

So gehe das Kreisblatt davon aus, daß dort im Städtchen, von höchster Stelle gedeckt, eine schmutzige Sache am Laufen sei, die man rückhaltlos aufzuklären gedenke. Man ging dann auch noch auf Details ein, die aber für den Fall nur eine untergeordnete Rolle spielten.

An dem Morgen war im Städtchen der Teufel los. Wer noch nie das Kreisblatt gelesen hatte, besorgte es sich und überall wurde darüber kontrovers diskutiert. Die einen standen zum Volksblatt, die anderen, vornehmlich Frauen, hielten die Version der Kreiszeitung für glaubhafter.

Das Rathaus wurde von Redakteuren belagert, die sogar aus der Hauptstadt angereist kamen. Und überall standen Menschen herum, die kleinere oder größere Gruppen bildeten und mit Herz und Seele diskutierten. Es gab auch welche, wovon freilich später niemand mehr etwas wissen wollte, die wohl in Aussicht auf die versprochene Belohnung, die Suche nach den verschollenen Buben aufgenommen hatten. Ja, es ging sogar soweit, daß man sich im Rathaus erkundigte, ob die Belohnung sich auf tot oder lebendig oder nur auf lebendig oder nur auf tot bezog.

Und dann, es war auf den Schlag genau 10 Uhr 30, kamen sie ... stolz und aufrecht, mit ihren Tapferkeitsmedaillen am Revers. Der große Molke trug auffällig sein großes Fahrtenmesser am Gürtel, Hermann Dudelbeck eine Fahrradkette in einer Hand und eine Eisenstange in der anderen.

Sie waren bis zu den Zähnen bewaffnet mit Stuhlbeinen, Steinschleudern und was es sonst noch so gab. Und ihre Gesichter waren grimmig und mit schwarzer und roter Schuhcreme beschmiert.

Beim alten Brathering auf dem Speicher hatten sie sich versteckt.

Festen Schrittes kamen sie aus der Fischergasse marschiert, schauten weder nach rechts noch nach links ... nur geradeaus und aus ihren Augen blitzte Zorn und Entschlossenheit.

Die Leute blieben staunend stehen und konnten es nicht fassen. Die Buben kümmerte es nicht, sie schritten weiter ... in Richtung Schule ...

Einige Mädchen begannen hysterisch zu schreien: "Hermann ... Friedel ... huhu ... wir lieben euch ..."

Sie begannen zu weinen und zu schreien und liefen ihnen verzückt hinterher.

Die Buben schienen es nicht zu bemerken. Der Zug wurde länger und länger. Vor der Schule machte er plötzlich halt. Der große Molke tat einen lauten Pfiff und im Bruchteil einer Sekunde hingen die Schüler an den Fenstern.

"Da sind sie ... sie sind da ... es geht los ...", riefen die sich aufgeregt zu.

Die ganze Schule geriet in Aufruhr. Es gab ein Gelaufe, Gestöße und Geschrei. Alle wollten plötzlich hinaus – hinaus an die Front, dabei sein, Seite an Seite mit den Helden kämpfen.

Wonach der Treck wortlos weiter marschierte, in Richtung Rathaus.

Vorweg die sieben Aufrechten, dahinter die Schulkinder, und, womit niemand rechnen konnte, links und rechts die Frauen des Städtchens, die sich mit den Kriegern, ihren Söhnen und Töchtern zu solidarisieren schienen.

So kamen sie zum Rathaus, wo der Polizeihauptwachtmeister Bollerkopf sich ihnen in den Weg stellte und

"Halt, im Namen des Gesetzes!",

rief.

Der Treck kam zum Stillstand. Es herrschte eine angespannte Stille. Der große Molke starrte, ohne eine Mine zu verziehen, Bollerkopf in die Augen, schob sein Jackett zur Seite und öffnete mit dem Daumen den Sicherungsriemen seines Fahrtenmessers ...

"Damit haben sie nichts zu tun", sagte er dem Polizisten, "das hier ist politisch ..."

Und während der Polizist damit beschäftigt war, im Geiste die Bedeutung der Aussage zu ergründen, war, vom Jubel der Menge begleitet, der große Molke mit seinem Rudel schon an ihm vorbeigegangen.

"Wir wollen sofort unser Fräulein wieder haben", rief er laut und vernehmlich gegen die Fensterfront des Rathauses.

Nichts rührte sich.

"Wir wollen unser Fräulein wieder haben", rief der große Molke noch einmal und mit ihm die sechs anderen Buben der früheren Bande.

Nichts rührte sich.

Und dann begannen alle Buben und Mädchen und Frauen in einem fort gemeinsam zu rufen:

"Wir wollen unser Fräulein wieder haben ...",

"Wir wollen unser Fräulein wieder haben ...", riefen sie im Chor ...
lauter und lauter ...



Endlich trat Dudelbeck vor die Menge, um eine Rede zu halten, die niemand hören wollte. Sie buhten und piffen ihn aus.

Weshalb er es für sinnvoller erachtete, mit dem großen Molke unter vier Augen zu verhandeln. Was wohl nicht zu seiner Zufriedenheit verlief. Jedenfalls verschwand er, vom Beifall der Meute begleitet, nach kurzer Zeit wieder im Rathaus.

"Eine Stunde haben die uns gegeben, Schüttelmann, dann stürmen die das Rathaus", meldete Dudelbeck.

"Wir müssen das Militär rufen", meinte der alte Wehlich.

Der Lehrer Fliegenköttel war wohl der erste, der erkannte, daß der eigentlich gute Plan anscheinend gescheitert war.

"Meine Herren", sagte er, "wir haben keine andere Möglichkeit: Wir müssen uns mit dem Fräulein arrangieren ..."

Nur wusste keiner, wie man es anstellen sollte. Weshalb man – wie den Menschen eigen – nach einem Schuldigen suchte und auf Schüttelmann kam, weil der, wie sie meinten, sie ja angeschleppt hätte, wovon der aber immer noch nichts hören wollte.

Also wurde – wie im Stadtrat in solchen Fällen üblich – in dieser Angelegenheit demokratisch abgestimmt: drei Stimmen gegen seine.

Schüttelmann musste hin, zum zerfallenen Waldschlößchen, um sie wieder herbeizuschaffen ...

Was damals im Waldschlößchen zwischen dem alten Schüttelmann und dem Fräulein besprochen wurde, weiß niemand. Zu Beginn, so wird jedenfalls erzählt, soll sie sich kategorisch geweigert haben, mit ihm zu gehen. Wie es der alte Schüttelmann letztlich geschafft hat, sie zum Rathaus zu bringen, wird immer ein Geheimnis bleiben.

Jedenfalls wurde sie dort von der Menge mit Jubel empfangen. Und man sagte, daß ihre großen, blauen Augen gestrahlt hätten, wie man es vorher noch nie gesehen hatte. Sie schien vom Glück überrascht. Und dann hielt sie eine kurze Rede. Sie sprach leise und alle hörten ihr gebannt zu.

Sie sprach davon, wie stolz die Bürger auf ihre aufrechten Buben sein können und daß sich jedes junge Mädchen nur wünschen könne, später einen solchen Mann zu bekommen. Worauf die Mädels erröteten und verschämt zu Boden schauten.

Und dann sagte sie, was jeden überraschte, daß man diesen Tag feiern wolle und alle in den Bürgerpark kommen sollen und Kuchen und Getränke mitbringen sollen. Und weil alle so glücklich und zufrieden waren, sagte sie noch – und das fanden alle so wunderbar, daß manche Frauen gar an zu weinen fingen – daß das natürlich ebenso für die Lehrer und die Herren vom Stadtrat gelte.

So waren damals alle in den Bürgerpark gekommen, und es war ein wunderschönes Fest, das niemand, der dabei gewesen war, jemals in seinem Leben vergessen wollte.

Alle Zeitungen hatten damals von jenem Ereignis im Städtchen berichtet. Und die Zeitung in der Hauptstadt, die von allen Bürgern des Landes gelesen wurde, veröffentlichte unter der Schlagzeile

Die Revolution der Kinder

viele Bilder und Artikel und Kommentare zu den genannten Ereignissen.

An der Renovierung der Schule hatten sich alle Bürger des Städtchens beteiligt und wie sie fertig war, gab es niemanden, der darauf nicht stolz gewesen wäre.

Den Vorschlag des Fräuleins, Klassenbücher einzuführen, in die auch Unartigkeiten von Schülern eingetragen werden sollten, fand man allgemein sehr vernünftig. Und jeden Montagmorgen kam das Fräulein in die Schule, blätterte in den Klassenbüchern und bestellte, wenn sie es für notwendig erachtete, den einen oder anderen Schüler – was vornehmlich Buben betraf – zu einem klärenden Gespräch zu sich nach Hause.

Und wenn die schulischen Leistungen mangelhaft waren und sie der Meinung war, daß allein durch Strenge dieses nicht zu richten war, erteilte sie, jedenfalls am Anfang, auch noch Nachhilfeunterricht.

Wobei, was ruhig gesagt werden darf, Rechnen und Raumlehre nicht gerade zu ihren Stärken gehörte.

Eines Tages geschah es dann, daß sie ihren Koffer packte, vom Schüttelmann wegging und zum Brathering auf den Speicher zog.

Ob sie mit Brathering überhaupt je ein Wort darüber gesprochen hatte, ist zweifelhaft. Beim alten Brathering war es so, daß seine Tür nie verschlossen war. Es bestand dafür auch keine Notwendigkeit, weil es dort, wie jeder wusste, nichts gab, was ein anderer hätte gebrauchen können.

Es war auch keine richtige Haustür, wie man sie heute von schönen Häusern kennt. Sie glich vielmehr einer mit groben Brettern zusammengezimmerten Tür, wie man sie an Ställen alter Bauernhäuser noch häufig findet. Sie war grün gestrichen und mit groben Scharnieren am Mauerwerk befestigt.

Schob man die Hand durch den Eisengriff, konnte man mit dem Daumen einen Hebel nach unten drücken, der wiederum einen größeren Hebel auf der Rückseite nach oben hob, wodurch sich die Tür öffnen ließ.

So kam man gleich in Bratherings spärlich eingerichtete Küche, welche rechter Hand war. Zwei Schritte weiter, stand die Leiter, die zum Speicher führte, den man betreten konnte, nachdem man die Luke, welche in der Decke eingelassen war mit gewisser Kraft nach oben drückte und mittels einem Haken, welcher an einer rostigen Kette hing, sicherte, damit sie nicht von selbst zuschlagen konnte.

Und zum Nachmittag, wenn die Schule aus war, begann beim Brathering das tägliche Treiben.

Es rasselte an der Tür, der große Hebel wurde nach oben geschoben, ein Knabe kam wortlos herein, blickte manchmal verstohlen zum Brathering hinüber, der entweder in seinem schmutzigen Unterhemd am Tisch saß und eine Suppe schlürfte oder ihm den Rücken zugewandt hatte oder mit der Waschschiüssel hantierte oder sonst irgend etwas machte, und stieg die Leiter empor, zum Fräulein hinauf.

Doch das alles interessierte Brathering nicht. Es war, als würde er es gar nicht bemerken.

Nun war es bei dem Fräulein so, daß sie von Beginn an mit einem ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit gesegnet war.

Wurde ein ehemals böser Bube irgendwann zu einem Vorbild, was nach einer ordentlichen Züchtigung hin und wieder vorkam, hielt sie es für gerecht, auch ihn als Anerkennung für seine Tapferkeit, wie damals bei den sieben Entfluchten, mit einer kleinen Anstecknadel zu ehren, die er stets an seinem Jackett zu tragen hatte, um allen zu zeigen, daß der Sinneswandel an ihm erfolgreich vollzogen wurde.

Und wer sich noch daran erinnert weiß ja, daß dieser Akt öffentlich auf dem Bürgerfest vollzogen wurde.

Und weil das Fräulein fortan mit allen Kindern im Städtchen zu tun hatte und sich nicht nur um die beiden Molkes kümmerte, nannte man sie nicht mehr Schüttelmanns Gouvernante, sondern unsere Gouvernante.

Und schon bald gehörte sie zum Städtchen wie das Rathaus, der Bahnhof und das Storchennest.

Und wenn eine Mutti mit ihrem Sohn einmal nicht weiter wusste, brauchte sie nur zu sagen: "Ich werde wohl mal mit der Gouvernante über dich sprechen müssen", um ihn wieder folgsam und bleich werden zu lassen.

Das war die Zeit, wo Schüttelmann nicht mehr einsah, allein für ihre Schulden aufzukommen. Es war ja nicht so, daß sie nur beim Kaufmann Brot oder Milch oder Lebensmittel holte, die sie für sich allein benötigte und nicht bezahlen wollte. Dafür wäre er gerne eingestanden, er allein.

Doch sie kaufte auch Hefte und Bücher für fremde Kinder und manchmal ging sie gar mit einem los, um Schuhe oder Hosen zu kaufen, die sie auch nicht bezahlte.

Und weil es den Geschäftsleuten peinlich war, von der Gouvernante, die ja schon eine gewisse Berühmtheit geworden war und sich ohne Eigennutz um das Wohl des Städtchens verdient gemacht hatte, Geld zu verlangen oder ihr gar zu drohen oder, was völlig unvorstellbar war, ihr die Ausgabe der Waren zu verweigern, hielten die sich an den alten Schüttelmann, ihrem Bürgermeister.

Zudem herrschte damals, ohne das je ein Wort darüber verloren wurde, die allgemeine Meinung, was er übrigens ebenso empfunden haben wird, daß er, der alte Schüttelmann, für sie verantwortlich sei.

Dennoch verletzte es seine Ehre, daß zum Beispiel Dudelbeck und Wehlich und vor allem der Moorbrand ihre Vorteile aus der Gouvernante zogen und er allein dafür bezahlen sollte.

So kam es, daß man ihr das Konto bei der Sparkasse einrichtete, von dem all ihre Ausgaben beglichen wurden. Und der Direktor der Sparkasse sorgte höchst persönlich dafür, daß alles seine Ordnung hatte und immer ausreichende Deckung vorhanden war.

So ging der Sommer und der Herbst und es wurde Winter. Der kälteste Winter seit Menschengedenken.

Und Schüttelmann zweifelte keine Sekunde daran, daß sie jeden Moment erschöpft und frierend an seine Tür klopfen würde. Was aber nicht geschah.

Mit dem schwinden seiner Hoffnung wuchs der Zorn in ihm und er begann noch mehr zu trinken und zu streiten, so daß alle im Städtchen meinten, mit dem Schüttelmann würde es endlich zu Ende gehen.

Zum Essen schlich er wieder zum Goldenen Ochsen. Bockwurst und Kartoffelsalat, tagein, tagaus. Er war mürrisch und unrasiert und seine Hände waren nicht mehr die eines Apothekers.

Irgendwann befürchtete der Wirt, der Anblick vom Schüttelmann würde seine Gäste vertreiben, weshalb sie ihn in die schmale Nische neben dem Kamin verfrachteten, was ihm auch egal war.

Auch wollte er kein Bürgermeister mehr sein und zu den anderen an den Stammtisch wollte er sich auch nicht mehr setzen. Er aß nur stumm seine Bockwurst, etwas Kartoffelsalat und ging wieder.

Es müsse etwas geschehen, meinte der Wirt zu den Herren vom Stadtrat, so könne es nicht weitergehen. Wer die Idee hatte ist nicht bekannt, wahrscheinlich kam sie vom Lehrer Fliegenköttel.

Jedenfalls machte sich der Wirt tags darauf auf den Weg zur Gouvernante, um sich von ihr das Rezept für ihre rote Grütze zu besorgen.

Und wie Schüttelmann kam, seine Bockwurst aufgegessen hatte und wieder gehen wollte, kam der Wirt mit der Roten Grütze angelaufen, stellte sie mit einer kleinen Dose Kondensmilch der Firma Bärenmarke auf den Tisch, sagte stolz: "Warte Schüttelmann, das geht auf Kosten des Hauses ..." und schaute ihn mit strahlenden Augen erwartungsfroh an.

"Das will ich nicht", grunzte Schüttelmann nur mürrisch und ...

"Mensch, Schüttelmann, das geht auf Kosten des Hauses", versuchte der Wirt ihn aufzuhalten, "das ist die gute Kondensmilch, die 10% tige, die ist teuer. Probiere doch wenigstens ..."

Schüttelmann setzte sich wieder, stachelte lustlos mit dem Löffel in der Grütze herum, als wage er nicht, davon zu kosten. Dann tat er es doch, etwas nur, nur eine Löffelspitze ... stutzte ... probierte noch einmal ... und noch einmal und noch einmal ... und irgendwann schob er den Teller von sich, sprang auf und ging ...

Einige Leute meinten gar, sie hätten ihn damals weinen sehen. Andere hielten es bei Schüttelmann für ausgeschlossen.

Seit dem Tag aß er im Goldenen Ochsen keine Bockwurst mehr mit Kartoffelsalat, sondern nur noch rote Grütze, tagein, tagaus, rote Grütze mit Kondensmilch, was nicht jedermanns Geschmack, für den Schüttelmann aber das i-Pünktchen auf seiner Grütze war.



Und dann, wie aus heiterem Himmel wurde alles ganz anders. Und niemand konnte sich je erklären, wie es dazu gekommen war. So geriet es bald in Vergessenheit.

Die Ereignisse aber, die dazu geführt hatten und von denen niemand je etwas gewusst hat, waren für das Städtchen von erheblicher Bedeutung:

Eines Abends nämlich, das Städtchen lag längst im friedlichen Winterschlaf unter einer dicken Schneedecke verborgen, klopfte es wild an Schüttelmanns Tür. Er sprang auf und öffnete.

Sie war es, völlig aufgelöst, man sah die Verzweiflung in ihren Augen.

"Komm rein", sagte er voller Glückseligkeit, "bei mir ist es warm. Ich ..."

"Nein nein", unterbrach sie ihn hastig, "Ochsen Frieda ist weg. Wir müssen sie suchen. Die tut sich was an ..."

"Blödsinn", nuschelte er, "was soll die sich schon antun."

"Die will sich das Leben nehmen. Bernie hat sie gesehen. Sie hat geweint und Bernies Wange gestreichelt und gesagt, daß sie Schande über das Städtchen gebracht hat und er ihr versprechen soll, daß er sie nie vergessen wird ..."

Schüttelmann winkte ab: "Das kannst du vergessen. Ochsen Frieda ist zu doof, um sich selbst umzubringen. Das hat die schon mal versucht, hat sich mit einer Wäscheleine am Papprohr der Entlüftung aufgehängt – So, als wolltest du zwei Sack Zement an einen Zwirnsfaden hängen. Dafür mußt du dir keine kalten Füße holen. Nun komm schon ..."

"Nein nein, verstehen sie denn nicht? Sie bekommt ein Kind ..."

"... einen Bastard? ... haha ... das geschieht dem Alten recht ..."

"Wie können sie so etwas sagen? Wir müssen ihr helfen ..."

"Damit habe ich nichts zu tun", erwiderte er. "Ich war es nicht. Soll sich doch der Wirt drum kümmern ..."

"Der weiß davon nichts", sagte sie.

"Das wird ja immer schöner. Dann sagt es dem doch ... "

"Das geht nicht ..."

"Und warum kommst du zu mir?", wollte er wissen.

"Zu wem sollte ich denn sonst gehen?", erwiderte sie, "ich habe doch sonst niemanden ..."

"Blödsinn, glaubst du, ich weiß nicht, wie ihr über mich denkt? Für euch bin ich doch nur der dumme Trottel. Du läßt dir doch lieber den Arsch abfrieren, als zu mir zurückzukommen."

"Das hat da gar nichts mit zu tun", rechtfertigte sie sich, "sie haben mich doch hinausgeworfen und mir prophezeit, daß ich schon wieder angekrochen komme. Und ich habe gesagt ..."

So gab ein Wort das andere, bis er endlich wütend sagte: "Dann hau doch ab! –Verswinde endlich!" und ihr die Tür vor der Nase zuschlug.

Wonach er ärgerlich im Haus herumlief – einen Schluck Rum aus der Flasche nahm – noch einen – und noch einen – fluchte – auf die Tischplatte haute, daß es krachte – noch einen Schluck nahm – endlich seine Jacke griff und nach draußen auf die Straße lief.

Es war schon dunkel geworden. Die Gaslichter der Akazienallee verwandelten die kalte Wirklichkeit in eine mystische Märchenlandschaft, niemand war zu sehen, weder Mensch noch Tier.

Im Schnee konnte er ihre kleinen Fußstapfen erkennen. Die einen, die zum Hause hinführten und die anderen, die hinwegführten, diesen torkelte er hinterher ...

Die kleinen Fußstapfen führten ihn in den Heiderosenweg. Das Licht der Gaslaternen verschwand. Nur hin und wieder erhellte ein Lichtschein aus einem der Fenster der wenigen Häuser für einen Augenblick den Bürgersteig.

Dann sah er sie wieder, für einen kurzen Moment, die kleinen, zierlichen Fußstapfen und daneben ein weiteres Paar, welches in dieselbe Richtung führte.

Ein eiskalter Ostwind frischte auf und stemmte sich ihm entgegen. Und dann begann es auch noch zu schneien. Er starrte vor sich auf den Boden und mit jedem Schritt legten sich mehr und mehr dicke, weiße Schneeflocken über die schwache Fährte, schwächer und schwächer wurden die Spuren.

Sie begannen vor seinen Augen zu verschwinden. Er wurde unruhig, begann zu hasten. Und wäre er der stärkste Mann auf der Welt gewesen, so hätte er die zierlichen, langsam zu Boden schwebenden Schneeflocken nicht an ihrer schrecklichen Tat hindern können.

Er fühlte sich klein und erbärmlich. Plötzlich waren die Spuren gänzlich verschwunden. Vor ihm lag ein weißer, ebener, unberührter, unendlicher Teppich von Schnee.

Er begann zu laufen. Dann wurde es stockfinster, daß er die Hand vor Augen nicht mehr sehen konnte.

Irgendwo musste der Feldweg abgehen. Er konnte ihn nicht mehr sehen, ließ sich auf die Knie fallen und tastete mit seinen Händen den eisigen Boden ab – Ja, dort – dort musste er sein. Unter der leichten Schneedecke konnte er noch die gefrorenen Spuren der Fuhrwerke erahnen ...

"Zum Moorbach", dachte er, "die sind zum Moorbach ..."

Er versuchte sich an den Verlauf des Feldweges zu erinnern, erhob sich und lief los, stolperte, fiel zu Boden, richtete sich wieder auf und lief und lief und lief in Richtung Moorbach.

Er wusste, daß das Eis brüchig war, unterhöhlt, kannte die Strömung, die schon manchem Kind das Leben genommen hatte.

Er kam zum Ufer, nichts zu sehen. Er wusste nicht, welche Richtung er einschlagen sollte.

Dann glaubte er, von irgendwoher eine leise Stimme zu vernehmen, horchte auf – da war sie wieder – wie ein flehender Hauch aus weiter Ferne ...

Auf allen Vieren kroch er hastig der Stimme entgegen, hielt inne, hörte in den Wind, vernahm sie erneut, sprang auf und lief los.

Plötzlich öffneten sich die Wolken, es war ein kleiner Spalt nur, gerade ausreichend um das Licht des Mondes für einen Moment hindurchzulassen.

Da sah er sie, unten am Ufer, neben dem Schilf, schon fast vom Schnee bedeckt. Ochsen Frieda war im Eis eingebrochen und das Fräulein hatte sich an ihrem Arm festgekrallt, um sie am Untergang zu hindern.

Als er Frieda aus dem Wasser zog, hatte sie längst die Besinnung verloren. Und wie er das Fräulein voller Glück und Dankbarkeit gegen seine Brust drückte, konnte er gerade noch den Ansatz eines glücklichen Lächelns in ihren Mundwinkeln erkennen, bevor auch sie sich in eine fernere Welt begab.

Er legte sich die beiden Mädchen über die Schultern und stapfte querfeldein über den Acker auf die erleuchteten Fenster der fernen Häuser zu, um sie zum Doktor zu bringen.

In der Nacht sind sie mit Blaulicht noch in das Krankenhaus in die Bezirksstadt gebracht worden. Von wo das Fräulein Tags darauf mit Schüttelmann zurückkam.

Zwischen dem Fräulein und dem alten Schüttelmann war von dem Tag an alles anders. Wenn sie miteinander sprachen, lag etwas Sanftes in ihren Stimmen, etwas Behutsames, beinahe schon Liebliches.

Dennoch wollte sie nicht zurück zum Schüttelmann und zog es vor, weiter bei Brathering auf dem Speicher zu wohnen.

Wie in allen Städtchen, so war es auch in diesem. Eine Sache mag noch so geheim sein, doch irgendwie, besonders wenn es sich um Familienangelegenheiten oder Liebschaften oder ähnliches handelt, kommt etwas davon ans Tageslicht.

Und man spricht darüber und macht sich seine Gedanken und erläutert diese mit anderen und wieder mit anderen, die auch noch etwas wissen, was man vorher nicht wusste und so entsteht zum Schluss etwas, was als Gerücht begann und als Gewissheit endet.

Genauso war es auch bei Ochsen Frieda, von der schon am nächsten Tag jeder wusste, daß sie bei Nacht und Nebel von zu Hause weg sei, weil sie wohl ein Kind erwarte. Und von da an war jeder mit dem Gedanken beschäftigt, wer wohl der Vater sei.

Wie es damals üblich war, so hatte auch der Wirt, was ja ihr Vater war, eine eindeutige Position in dieser Angelegenheit, die so war, daß er kein Hehl daraus machte, daß diese schändliche Person nicht mehr seine Tochter sei und nie mehr sein Haus betreten dürfe.

Das fanden die meisten Leute im Städtchen auch vernünftig. Und die Männer vom Stadtrat stimmten ihm, wenn sie am Stammtisch zusammen saßen, ausdrücklich zu und ließen ihn noch wissen, wie sie selbst in einer solchen Angelegenheit verfahren würden, was ihn ein wenig tröstete.

Dennoch hätte es denen, die den Schüttelmann kennen sollten, damals auffallen müssen, daß dieser sich an den Diskussionen wenig beteiligt hatte und sogar, wenn auch vorsichtig, versucht war, eine gegensätzliche Meinung zu vertreten, die jedoch allgemein als lächerlich abgetan wurde.

Weil niemand die Frieda haben wollte, hat die Gouvernante sie zu sich, auf Bratherings Speicher, geholt, wo sie sich näher kamen, so nahe, dass Frieda ihr eines Tages ihr Herzeleid klagte:

Schon vom ersten Tag, damals als er rein zufällig in das Städtchen kam, hätten sie sich ineinander verliebt. Und sie hätten Pläne geschmiedet und sich geschworen, niemals mehr ohne einander leben zu wollen. Und obwohl er weit weg in der Hauptstadt wohnte, kam er doch immer wieder, um sie zu besuchen. Heimlich seien sie dann zu nächtlicher Stunde durch die Fenster gekrochen und hätten sich, von den Hecken verborgen, unter dem Kirschenbaum liebkost.

Und dann geschah es, daß der Direktor persönlich angereist kam und sich mit dem Städtchen entzweite.

Und sein Sohn habe ihr noch geschworen, daß er sie niemals vergessen würde, niemals, und wenn das alles vergessen sei, wollte er sie holen.

Und er sei auch noch einmal gekommen, heimlich. Doch wie sie merkte, daß sie von ihm schwanger war, wollte sie ihn nicht mehr sehen. Keineswegs sollte er glauben, sie nur des Kindes wegen heiraten zu müssen. Sie, die Tochter eines kleinen Wirtes und er, der Sohn des Direktors der großen Fahrradfabrik.

Die Gouvernante musste ihr schwören, niemandem davon zu erzählen, weil sie, die Frieda, nämlich lieber in ewiger Schande leben, als ihrem Liebsten Herzensnot bereiten wolle.

Am nächsten Morgen sah man das Fräulein dann schnurstracks in Richtung Bahnhof gehen, wo sie den Zug um 8:43 Uhr in Richtung Hauptstadt genommen hatte.

Am späten Nachmittag kamen sie dann angefahren, die dicken, schwarzen Limousinen aus der Hauptstadt. Wie sie in die schmale Fischergasse einbogen, so daß links wie rechts niemand mehr daran vorbei kam, waren die Bürger des Städtchens so verwundert, daß sie sich an der Einmündung zur Einkaufsstraße versammelten und gemeinsam das Treiben vor Bratherings Haus verfolgten.

Die Automobile waren noch nicht zum Stillstand gekommen, da sprang der Sohn der Direktors schon mit einem mächtigen Blumenstrauß in der Hand hinaus, stürzte in das Haus hinein, die Leiter hoch auf den Speicher, warf sich vor Ochs Frieda nieder, küsste ihre Hand und röchelte wieder und wieder "Liebling Liebling, warum hast du mir denn nichts gesagt ..."

Wobei er noch andere Sachen sagte, die man bei solchen Gelegenheiten so sagt ...

Brathering saß gerade bei Tisch, als er die Autos vor seinem Fenster halten sah und schlürfte gerade seinen Haferflockenbrei. Wie er den seltsamen Jüngling derart durch seine Küche hasten sah, war er so überrascht, daß er das Weiteressen vergaß und verwundert den großen Löffel im Munde beließ, ohne diesen zu schließen.

Dann kam auch noch dessen Mama hinterher, in einem kostspieligen Kleid, mit einem großen Hut, geschmückt mit Federn, Blumen und Bändchen, gefolgt vom dicken, vornehmen Direktor, der unter erheblichen Schwierigkeiten versuchte, in Windeseile die Leiter zu erklimmen, hinter dem irgendein Bediensteter mit dem Arm voller Geschenkpakete darauf wartete, daß es endlich weiterging.

Dem staunenden Brathering lief der weiße Brei aus den Mundwinkeln. Er stand auf und ging kopfschüttelnd hinaus, in Richtung Westwall ...

Wie auch die Gouvernante endlich auf dem Speicher war, entfachte eine lebhaft Diskussion, die darum ging, daß der Sohn die Frieda sofort mitnehmen wollte in die Hauptstadt.

Und die Frau des Direktors sprach über die Ausrichtung der Hochzeit und der Direktor war glücklich, sich um die Nachfolge der Fahrradfabrik keine Sorgen mehr machen zu müssen.

Als der dicke, vornehme Direktor vor der Gouvernante niederkniete, wieder und wieder ihre Hände küsste und sie beschwor, wann immer es ihr an irgend etwas mangle, sie zu ihm kommen müsse, um ihm die Freude zu machen und die Möglichkeit zu geben, ihr seine Dankbarkeit zu offenbaren – seine Gattin, die Frau Direktor, den Kopf des Mädchens in die Hände nahm, ihr links wie rechts die Wangen küsste und immer wieder sagte: "Das mußt du uns versprechen, Liebes ...", hatte die Gouvernante große Mühe, bis sie endlich erwidern konnte: "Wenn es darum geht, verehrter Herr Direktor, gehört ihr Dank vielmehr dem Herrn Schüttelmann als mir ..."

Was der Direktor nicht gerne hörte, weil ihm die Erinnerung an Schüttelmann großen Zorn bereitete. Womit er aber dieses Freudenfest nicht trüben wollte, seine Erinnerungen sich deshalb mäßigten, seine Augen wieder zu strahlen begannen, bis er im alten Schüttelmann beinahe schon einen guten Freund sah und die ganze Karawane sich in die Limousinen begab und Kurs auf die Akazienallee nahm.

Der alte Schüttelmann war nicht wenig überrascht, wie die Meute so plötzlich über ihn hergefallen war. Nicht, daß er sich darüber nicht gefreut hatte, eher weil er darauf überhaupt nicht vorbereitet war.

Weder daß er entsprechend gekleidet oder gar rasiert war, noch daß seine Wohnstube in einem vorzeigbaren Zustand gewesen wäre und auf seinem Küchentisch sah es aus, wie auf einer Müllhalde.

Und mit den Lobesgesängen, die so plötzlich über ihn hereinbrachen, wusste er auch nichts rechtes anzufangen. Es war ihm peinlich. Gegen derart massive Glücksgefühle wusste er nicht viel auszurichten, weshalb die Frau des Direktors entschied, daß man gemeinsam in den Goldenen Ochsen fahren wolle, um dort das Glück zu feiern.

Wie man weiß, gehört neben dem Kaufmann und dem Friseur, der Wirt zu denen, welche über neue Ereignisse in einer Stadt als erste Bescheid wissen. So war es auch in diesem Städtchen.

Als die Limousinen beim Goldenen Ochsen vorgefahren kamen, hatte der Wirt schon in Windeseile einige Tische hergerichtet und, weil seine Frau es für notwendig erachtete, noch schnell ein frisches Hemd angezogen.

Mit einer tiefen Verbeugung hieß er die Gäste in seinem bescheidenen Hause willkommen und seine Augen begannen zu leuchten, als die Frau des Direktors ihn umarmte und sagte: "Ich bin die Wilhelmine ..."

Und wie der Wirt sein Töchterchen sah, welches der Sohn des Direktors auf seinen Händen trug, weil es noch so krank und schwach war, klatschte er in die Hände und sagte zu ihr: "Frieda, liebe Frieda, warum hast du uns denn nichts davon gesagt. Wir haben uns solche Sorgen um dich gemacht, Mama hat so geweint, wie konntest du uns das nur antun? Aber jetzt ist, Gott sei Dank, ja alles wieder in Ordnung. Nun geh in die Küche und bereite unseren verehrten Gästen das Essen ..."

An jenem Abend hatte der Direktor alle Gäste auf seine Kosten eingeladen und es wurde gesungen und getanzt und alle Gäste erzählten noch ihren Kindern und Enkelkindern davon, daß sie den Direktor persönlich kannten und wie er so war, nämlich ganz anders, laut und aufdringlich und überhaupt nicht vornehm.

So kam das Geschäft mit der großen Fahrradfabrik aus der Hauptstadt doch noch zustande und über Geld wurde dabei kein Wort mehr verloren.

Schon im Frühjahr begannen die Bauarbeiten auf den Moorbachwiesen. Und die Maurer und die Zimmerleute und die Klempner und Installateure und die Elektriker und die Maler und die Gärtner und die Raumausstatter und die Tischler und Glaser und all die anderen kleinen Firmen hatten so viel zu tun, daß sie viele Leute einstellen mussten.

So begann das Städtchen zu blühen und die Kassen des Städtchens begannen sich zu füllen.

Der Goldene Ochse war täglich belegt, so daß der Wirt beschloss, neben dem bisherigen Gebäude noch ein Hotel zu errichten.

Im Restaurant ging sein Sauerbraten mit Klößen nach Gouvernantenart am besten. Wogegen seine rote Grütze weniger gefragt war und wenn, dann nur ohne Kondensmilch.

In dem Waldstück, links von den Moorbachwiesen, ließ der Direktor seine Villa bauen und gleich daneben, die für seine Kinder.

Und wie die große Fahrradfabrik fertiggestellt war und sie dort einzogen, hatte Frieda schon ihr kleines Töchterchen, welches wie die Großmutter Wilhelmine hieß, zur Welt gebracht.

Und die Frau des Direktors meinte, die Kleine sähe aus wie sie und der Direktor meinte, doch mehr wie er und die Wirtsleute vom Goldenen Ochsen fanden, die Kleine würde mehr nach ihnen gehen.

Und wenn, was hin und wieder geschah, die Leute den Direktor der großen Fahrradfabrik mit dem alten Schüttelmann im Goldenen Ochsen sitzen sahen und hörten, wie der Direktor ihn vertraulich "Schüttelmann" nannte und wie ein Freund zu ihm sprach und dieser ihn "Ferdinand" nannte, waren sie doch ein wenig stolz auf ihren einflussreichen Bürgermeister.

Gewundert hatten die Bürger des Städtchens sich damals darüber, daß nahezu zur selben Zeit die Renovierung des Waldschlößchens begann, weshalb sich alle sicher waren, daß das im Zusammenhang mit der großen Fahrradfabrik stand – was damit aber nicht das Geringste zu tun hatte.

Das mit dem Waldschlößchen war eine ganz andere Sache, die sich nur zufällig zur selben Zeit ereignet hatte. Sie hatte nämlich nur mit dem alten Schüttelmann und der Gouvernante zu tun und war eigentlich so persönlich, daß gar nicht darüber gesprochen werden sollte.

Im Grunde ging es, außer den beiden, auch niemanden etwas an. Weil aber die Auswirkungen von allgemeinem Interesse sind, ist es wohl doch an der Zeit, endlich einmal aufzuklären, was sich damals wirklich ereignet hatte:

Es begann mit einer völlig unbedeutenden Nebensächlichkeit. Eigentlich wollte das Fräulein dem Schüttelmann nur eine arme, alleinstehende Mutti mit drei Kindern vermitteln, welche, wie sie dachte, dem Alten hin und wieder den Haushalt vernünftig richten könnte.

Nun weiß jeder, der die Gouvernante kannte, daß, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dieses ihr als das Wichtigste auf der Welt erschien und sie sich nicht eher zufrieden gab, bis es erledigt war.

Und genau so war es auch damals. Sie wollte Schüttelmann sprechen. Im Rathaus konnte sie ihn nicht finden, zu Hause auch nicht, auch nicht im Goldenen Ochsen.

Sie war schon ein wenig ungehalten, wie sie den alten Wehlich traf. Es mag sein, daß er sie nur verulken oder aber dem Schüttelmann eins auswaschen wollte. Wie dem auch sei, es spielt auch keine Rolle. Jedenfalls sagte er ihr, daß sie es einmal bei der dicken Roswitha versuchen solle.

Und weil sie von der Frau noch nie etwas gehört hatte und auch nicht wusste, wo sie die finden konnte, hatte der Wehlich ihr auch noch den Weg beschrieben. Und während sie sich auf diesen machte, das ist jetzt auch nur nebensächlich, ging Wehlich zum Dudelbeck, um sich darüber hämisch zu belustigen.

Die dicke Roswitha wollte ihren Augen nicht trauen, wie die Kleine vor ihr stand.

"Grüß Gott", sagte diese höflich, "ist der Herr Schüttelmann bei ihnen?"

Roswitha sah sie misstrauisch an: "Was willst du hier?"

"Ich suche den Herrn Schüttelmann?"

"Wie kommst du da auf mich?"

"Man sagte mir, ich würde ihn hier finden ..."

"... früher vielleicht ...", nuschelte Roswitha mürrisch, "aber seit du in der Stadt bist, bin ich ihm wohl nicht mehr fein genug. Der Herr steht jetzt auf andere Sachen ..."

Das Fräulein blickte sie verwirrt an.

"Was glotzt du so blöd? Tue doch bloß nicht so scheinheilig ..."

Das Fräulein verstand sie nicht recht.

"Was gibt's da nicht zu verstehen?", pflaumte Roswitha sie an. "Seit du da bist, hat der sich bei mir nicht mehr blicken lassen. Und nun mach dich dünne ..."

"Verzeihung", erwiderte das Mädchen, "können sie mir vielleicht sagen, wo ich ihn finden könnte?"

Die dicke Roswitha starrte sie ärgerlich an: "Wo wohl, bei der Konkurrenz, wo sonst. Versuch 's mal am Kinderstrich ..."

"Und wo finde ich den?"

"Willst du mich verarschen?" fragte die dicke Roswitha sie skeptisch.

"Nein, ich möchte nur wissen, wo ich ihn finden kann ... "

"Na, hinter dem Bahnhof, am alten Rangierbahnhof, zwischen den Waggons. Und nun verschwinde endlich. Wenn du ihn findest, kannst du ihm schöne Grüße von mir bestellen ..."

"Ja, danke schön, das mache ich gerne", erwiderte sie und machte sich auf den weiten Weg, quer durch die Stadt, über den Bahnhofsvorplatz hinweg, links durch die Unterführung, hin zum Rangierbahnhof, wo sie schon von weitem die alten Waggons stehen sah.

Mit Verwunderung und Unverständnis gewahrte sie die vielen heruntergekommenen Kinder, die sich dort herum trieben, junge Mädchen, welche eigentlich noch Kinder waren, und sich aufdringlich schminkten und Kleider trugen, wie sie gemeinhin nur verkommenen Subjekte, die jenseits jeder guten Sitte und Moral vegetierten, zu tragen pflegten.

Und wenn sie einem Kind etwas zurief, ihm eine Frage stellte, schaute dieses sie erschrocken an und verschwand augenblicklich in irgendeinem Waggon oder hinter einer Mauer oder sonst wo hin.

So lief sie in der Absicht, irgendwo dort den alten Schüttelmann zu finden, den Gleisen entlang, zwängte sich durch herumstehende Waggons, wunderte sich über den Schmutz, der dort herumlag, über die vielen Taschentücher und über den seltsamen beißenden Geruch nach Urin und anderen Dingen, der überall dort am übelsten war, wo die Sonne ungehindert mit ihren Strahlen den Boden erwärmen konnte.

Sie hielt sich ihr kleines, weißes, mit Spitzen besetztes Taschentuch vor die Nase; den alten Schüttelmann aber fand sie dort nicht.

Gegen Abend kam Wehlich zum alten Schüttelmann in das Rathaus gestürzt und berichtete ihm aufgeregt, daß er gesehen habe, wie die Gouvernante mit den Nutten vom Rangierbahnhof mit Sack und Pack beladen vor seiner Türe lungern würden.

Schüttelmann ist sofort da hin. Wehlich hatte Recht.

Sie war der Meinung, daß die Verhältnisse am Rangierbahnhof unmöglich seien und die armen, verwahrlosten Kinder unbedingt in geordneten Verhältnissen untergebracht werden müssen.

Während seine Meinung die war, daß sie sich von denen nicht täuschen lassen dürfe, weil das nämlich gar keine richtigen Kinder seien sondern ganz abgebrühte Früchtchen, von denen so mancher Erwachsener noch was lernen könne.

Was sie anders sah.

Und dann meinte er, daß er mit denen nichts zu schaffen habe und er es keinesfalls dulden werde, daß die in sein Haus kämen.

Worauf sie meinte, dass es die Pflicht des Bürgermeisters sei, sich darum zu kümmern. Was er nicht wahrhaben wollte.

So ging es einige Zeit hin und her, bis beide erkannten, nicht auf einen Nenner zu kommen.

Weshalb sie verärgert die Kinder zusammentrieb, um mit ihnen im Unfrieden nach irgendwohin zu verschwinden.

Und weil Schüttelmann es sich mit ihr nicht gleich wieder verderben wollte, sagte er, um ihr sein Wohlwollen zu beweisen: "Meinetwegen können die ja im Waldschlößchen wohnen."

Sie stutzte, dachte einen Moment nach, wandte sich ihm wieder zu und fragte lächelnd: "Ist das ihr Ernst?"

Er war ganz verblüfft. Und weil sie wirklich darauf einzugehen schien, sagte er noch: "Da könnt ihr machen, was ihr wollt. Wenn ihr was braucht, komme ich dafür auf."

Das reichte ihr, um mit den Kindern ab in Richtung Waldschlößchen zu ziehen.

Schüttelmann atmete erleichtert auf und rief noch am Abend den Stadtrat zusammen, um mit denen die geänderten Verhältnisse im Städtchen zu besprechen.

"Unmöglich", meinte Dudelbeck, "du kannst als Bürgermeister aus deinem Waldschlößchen keinen Puff machen. Was sollen die Leute denken? Und dann noch mit Kindern. Die Flickenschild zerreißt dich mit ihren Weibern in der Luft – ich bin dagegen."

Was die anderen ebenso sahen.

Es war reiner Zufall, daß der alte Schüttelmann am nächsten Morgen mit dem Fräulein zusammentraf. Sie hatten dasselbe Abteil im 405er in Richtung Bezirksstadt.

Beide sahen recht zufrieden aus, plauderten über Belangloses, über dies und das. Den Zweck ihrer Reise hielten sie bedeckt.

Plötzlich wurde die Abteiltür aufgerissen. "Die Fahrkarten bitte", sagte der Zugschaffner monoton.

Schüttelmann reichte ihm seine.

"In die Bezirksstadt?", fragte der Schaffner, ohne eine Antwort zu erwarten. Entwertete die Karte mit seiner Lochzange, gab sie Schüttelmann zurück und wandte sich dem Fräulein zu, das versonnen aus dem Fenster schaute.

"Die Fahrkarten bitte", wiederholte der Schaffner.

Nichts tat sich.

"Ihre Fahrkarte!", schnauzte der Schaffner, den es wohl pressierte.

Das Fräulein musterte den Schaffner verträumt und erwiderte: "Ich lese keine Illustrierte."

"Wenn Sie keine Fahrkarte haben, muss ich Sie aus dem Zug verweisen", drohte der Schaffner ihr.

Sie schaute auf seine Hände und sagte: "Das Nägelkauen kommt von der Hektik ..."

Der Schaffner wusste gar nicht, was ...

"Wie oft wäschst Du deine Füße?", fragte sie ihn.

"Jeden Freitag", antwortete er entrüstet.

Sie nickte zufrieden. "Und das da?"

Sie zeigte mit dem Finger auf seinen Schritt.

Der Schaffner starrte sie mit großen Augen an.

"Muss ich deutlicher werden", fragte sie ihn freundlich, "oder selbst nachschauen?"

Der Schaffner wurde knallrot, knallte mit einem Ruck die Tür wieder zu und verschwand.

Schüttelmann lief ihm nach, kam mit einer Fahrkarte zurück, reichte sie ihr und sagte: "Wenn jemand deine Fahrkarte sehen will, zeigst du sie ihm und machst keine Fiesematenten mehr, hast du verstanden?"

Sie zuckte mit den Schultern und steckte die Karte ein.

Nachdem er sie eine Weile beobachtet hatte, fragte er sie: "Machst du das mit Absicht?"

Sie schaute ihn fragend an.

Er winkte ab, schüttelte den Kopf und sagte: "Ist schon gut ..."

Zufällig nahmen die beiden auch wieder denselben Zug nach Hause und schienen erfreut über den Ausgang ihrer Unternehmung.

Und am Abend im Goldenen Ochsen blinzelte der alte Schüttelmann seinen Kumpanen zu und sagte: "Alles in Butter ..."

Was diese derart erleichtert fanden, daß sie gleich zwei Runden bestellten, um darauf anzustoßen.

Wenige Tage danach muss es gewesen sein, als dieses Automobil angefahren kam und auf dem Parkplatz vom Goldenen Ochsen halt machte. Der Chauffeur öffnete die Tür des Wagens und eine schlanke, elegante Dame mittleren Alters, welche aussah wie eine Gräfin, stieg aus. Sie quartierte sich in den besten Räumen des Hotels ein und kümmerte sich von Beginn an, um die Renovierung des Waldschlößchens.

Bis auf wenige, die sie früher einmal kurz im Städtchen gesehen hatten, war sie allen anderen unbekannt. Und weil man nicht einmal wusste, wie sie hieß, nannte man sie auch schon bald im Städtchen allgemein so, wie sie aussah, nämlich "Die Gräfin".

Und mit der Gräfin hatte das Fräulein merkwürdig viel zu tun, wobei es nicht nur um das Waldschlößchen zu gehen schien. Eigens für das Schlößchen kam nämlich ein bekannter Architekt aus der Hauptstadt angereist, der sich um alle diesbezüglichen Dinge höchst persönlich kümmerte.

Für das Waldschlößchen schien der Gräfin nichts gut und teuer genug zu sein. Es wurde ein Anwesen, das schöner war, als es ursprünglich gewesen war. Im Parterre war eine Weinstube mit Restaurant eingerichtet, alles mit Edelholz vertäfelt, und die Küche sollte später zur besten des Landes gekürt werden.

Im Waldschlößchen gab es einen Swimmingpool und eine Sauna, Spieltische und Fitnessräume. Selbst ein kleines Theater gab es dort.

Die Mädchen bewohnten die gesamte mittlere Etage und jedes hatte sein eigenes, gemütliches Zimmer. Die wenigen Jungen wohnten oben im Ostflügel, während im oberen Westflügel die Gräfin zusammen mit einer anderen Frau wohnte, die später nachkam und etwa in ihrem Alter war, doch ein wenig strenger wirkte, weshalb sie eher einer Lehrerin glich.

Die Schulungsräume lagen im Nebenhaus. Anfangs lehrte hier die Gräfin den Mädchen und Jungen, streng nach Geschlecht getrennt, das gute Benehmen und sonst noch so spezielle Dinge, von denen sie gute Kenntnisse zu haben schien.

Die andere Frau, die eher wie eine Lehrerin aussah, vermittelte den Kindern eine erlesene Bildung. Im Waldschlößchen hatte jeder eine besondere Funktion: So kümmerten sich die Mädchen vorwiegend um das Wohl der Gäste, bedienten diese oder sprachen mit ihnen und die Buben halfen in der Küche oder bedienten die Spieltische oder bewachten das Gebäude oder kümmerten sich um die technischen Anlagen.

Jedenfalls war es so, daß alle im Städtchen bald stolz auf die Mädchen vom Waldschlößchen waren. Sie waren der festen Meinung, daß sie die schönsten, höflichsten, nettesten und am besten gekleideten auf der ganzen Welt waren. Und von der Gräfin sprach man bald voller Respekt wie von einer geheimnisvollen Göttin.

Eigentlich hatte das Waldschlößchen mit dem Städtchen wenig zu tun. Es passte nicht zu den Bürgern. Weshalb niemand, bis auf den Direktor der großen Fahrradfabrik und dessen Sohn, jemals daran dachte, es zu betreten.

Aber viele Fremde kamen von überall her, in großen, schweren Limousinen, sogar Politiker und seine Exzellenz aus der Hauptstadt sollen dort hin und wieder gewesen sein und Großindustrielle und sogar Ausländer.

Ein einziges Mal war auch Schüttelmann dort. Das hatte die Gouvernante in die Wege geleitet, als es damals die Probleme beim Bau des Gymnasiums gab und das Bauamt in der Bezirksstadt sich unüberwindlich starrsinnig zeigte.

Er musste sich eigens für diesen Besuch neu einkleiden lassen, vom Kopf bis zu den Füßen. Man hatte den Baurat in das Städtchen eingeladen und Schüttelmann war dann mit ihm zum Abendessen in das Waldschlößchen gefahren.

Ein so feines Restaurant hatten die beiden nie vorher gesehen und der Herr Baurat fragte den Schüttelmann noch, ob das dort hinten nicht der Herr Wirtschaftsminister mit der Delegation aus Fernost sei, was Schüttelmann staunend bestätigen konnte, weil er erst am Morgen ein Bild davon in der Zeitung gesehen hatte.

Nach dem Aperitif wurde von liebenswerten Mädchen das Essen serviert. Es hatte sieben Gänge von denen jeder einzelne für sich ein besonderer Hochgenuss war.

Für das Dessert war ein anderes Mädchen zuständig, was nicht weniger lieblich war.

Wonach die Gräfin höchst persönlich zu ihnen kam, um sich nach dem Befinden der beiden Herren zu erkundigen, ob alles zu ihrer Zufriedenheit sei und so – und verriet ihnen, ganz im Vertrauen, daß sie einen einzigartigen Wein hätte, den die beiden unbedingt einmal verköstigen müssen. Was diese auch gerne taten.

Schon bald fühlten sich Schüttelmann und der Baurat im Waldschlößchen derart vertraut, daß sie es als völlig normal empfanden, als ihre verehrte Freundin, die Gräfin, sich dabei zu ihnen gesellte und mit ihnen über alles mögliche plauderte.

Und dann ließ sie auch eine Flasche Champagner kommen und die Gespräche wurden vertraulicher und man war beeindruckt, wie einfühlsam und weltoffen die Gräfin war.

Auch politisch hatte sie eine völlig richtige Meinung, fand Schüttelmann und der Herr Baurat meinte, daß sie besser über die Verwaltung Bescheid wisse, als er selbst.

Worauf sie zu lächeln begann und ihn einen Schmeichler nannte, was er schön fand.

Und irgendwann rief die Gräfin ein Mädchen zu sich, von dem sie wohl meinte, daß der Herr Baurat an diesem ein besonderes Interesse fand und bat es, den Herrn Baurat mit sich zu nehmen, um ihm die schönsten Dinge des Hauses zu zeigen.

Was dem Herrn Baurat nicht nur eine große Ehre sondern auch ein gewisses Vergnügen war.

Und wie sie gegangen waren, Schüttelmann mit der Gräfin allein am Tisch saß, wurde die Gräfin plötzlich ernst, beinahe schon geschäftlich und sagte leise: "Morgen früh rufen sie den Herrn Baurat an und fragen ihn, wie es ihm gefallen hat."

Und zum Schluss, als Nebensache sozusagen, erkundigen sie sich, wann sie mit der Genehmigung rechnen dürfen", empfahl sich, und verschwand.

Der Baurat blieb auch verschwunden. So dass Schüttelmann irgendwann ängstlich nach der Rechnung fragte.

Weshalb die Gräfin noch einmal zu ihm an den Tisch kam, sich setzte, ihre Hand vertraulich auf seine legte und lächelnd sagte, es sei alles in Ordnung.



Er und der Herr Baurat seien Gäste des Fräuleins. Sie, die Gräfin, habe ihnen für ihren Besuch zu danken.

Sie wollte eben gehen, als sie sich noch einmal umwandte und leise in sein Ohr flüsterte: Sollte er für die Steuer einen Beleg wünschen, möge er ihr nur den Betrag nennen.

Wie Schüttelmann Tags darauf den Baurat anrief, verlief das Gespräch genau so, wie es die Gräfin vorhergesagt hatte.

So ging die Zeit dahin und mit Schüttelmanns Molkerei lief es schlecht und immer schlechter. Nun war es nicht Schüttelmanns Art, hinter Kunden herzulaufen, doch als es gar nicht mehr ging, fragte er eines Abends im Goldenen Ochsen – wobei seine Stimme sehr betrübt klang, aber auch einen Hauch von Vorwurf in sich hatte – seinen Freund Ferdinand, was ja der Direktor der großen Fahrradfabrik war, warum er denn nicht seine Produkte von ihm kaufen wolle.

Worauf der Direktor ihn mitfühlend anblickte und sagte: "Mensch, Schüttelmann, glaube mir, nichts würde ich lieber tun."

Was du für uns getan hast, kann ich im Leben nicht mehr gutmachen. Aber wenn ich deinen Schmelzkäse meinen Mitarbeitern zu essen gebe, habe ich die Gewerkschaft am Hals. Das lassen die sich nicht bieten. Es ist nicht mehr wie früher. Was meinst du, welche Ansprüche die heutzutage stellen. Nimm nur mal ... bla ... bla ... bla ..."

"Baue deine Molkerei um und produziere genießbare Produkte", empfahl er ihm und versprach ihm, ihn sofort zu seinem Hauptlieferanten zu machen, wenn das geschehen sei.

"Oder fehlt dir das Geld dafür?", fragte er den alten Schüttelmann, "ich leihe es dir gerne, sage mir nur, wie viel du brauchst ..."

So was wollte Schüttelmann aber nicht. Geld leihen war nicht seine Art. Alles hatte er mit eigener Hand aufgebaut, da wollte er jetzt nicht mit solchen Sachen anfangen und außerdem, so sagte er seinem Freund Ferdinand, sei Geld nicht das Problem, das hätte er ja noch von damals, vom Verkauf der Moorbachwiesen. Und das habe er nie angerührt und mit Zinseszins müsse das mittlerweile eine gute Summe sein.

Und so sprachen sie lange Zeit über die Molkerei bis der alte Schüttelmann seinem Freund Ferdinand versprach, sich darum zu kümmern.

Der Direktor von der Sparkasse glaubte, schlecht gehört zu haben, wie Schüttelmann ihm erklärte, daß er sich zum Umbau seiner Molkerei entschlossen habe und für diesen Zweck eine Auflistung seines Vermögens benötige.

"Vermögen?", fragte der Direktor der Sparkasse ihn überrascht, "du stehst bei uns tief in der Kreide, Schüttelmann. Nur gut, daß du kommst. Ich hätte schon längst deine Konten sperren müssen ..."

Was Schüttelmann für einen schlechten Scherz hielt. Wo er, wie er meinte, mit dem Geld von den Moorbachwiesen gut hätte zwei Molkereien bauen können.

Das Geld, so erklärte ihm der Direktor der Sparkasse, sei längst verbraten und stecke alles im Waldschlößchen.

"Blödsinn", erwiderte Schüttelmann, "mit dem Waldschlößchen habe ich gar nichts zu tun."

"Jetzt ist aber gut, Schüttelmann", sagte der Direktor, "ich habe mit ihr persönlich gesprochen, und sie hat mir gesagt, daß du für alles aufkommst, was ihr am Waldschlößchen fehlt."

"Wer ist sie?", wollte Schüttelmann von ihm wissen.

"Die Gouvernante", erwiderte der Direktor.

"Willst du damit sagen, daß du der mein ganzes Geld gegeben hast?"

"Ja, natürlich, oder war das nicht richtig? Wie sie es sagte, war es für mich völlig klar ..."

"Mensch, da habe ich an Klopapier gedacht, irgendwelche Kinkerlitzchen", regte Schüttelmann sich auf, "das habe ich doch nur so gesagt ..."

"Dann solltest du ihr dankbar sein", beruhigte der Direktor ihn. "Das Waldschlößchen ist jetzt ein Vielfaches von dem Wert, was du damals hinein gebuttert hast. Das ist doch eine wahre Goldgrube ..."

"Und was habe ich davon", wollte Schüttelmann von ihm wissen.

"Das ist doch ganz einfach: Wir nehmen eine Hypothek auf das Schlößchen und dann kannst du dir zehn Molkereien bauen. Das ist doch kein Problem ..."

"Das ist sogar ein großes Problem", widersprach Schüttelmann ihm, "das Waldschlößchen gehört mir nämlich gar nicht. Das gehört ihr ..."

Der Direktor der Sparkasse schaute ihn zweifelnd an.

"Glaubst du wirklich, ich hätte in die Bruchbude auch nur einen Pfennig investiert", fragte Schüttelmann ihn, "damals meinten alle, daß ich das unmöglich machen kann. Was blieb mir denn anderes übrig? Da bin ich in die Bezirksstadt zum Notar und habe den ganzen wertlosen Schrott auf sie umschreiben lassen ..."

Was übrigens an dem Tag geschah, als sich die beiden – rein zufällig – im 405er getroffen hatten, als, wie sich später herausstellte, die Gouvernante sich in derselben Angelegenheit bei der Gräfin Rat holen wollte. Vermutlich war das der Tag, an dem die Gräfin der Gouvernante die Flausen mit dem Umbau des Waldschlößchens in den Kopf gesetzt hatte.

Zwar ist auch das nur eine Spekulation, würde aber erklären, warum beide, als sie sich auf dem Heimweg im Zug wiedertrafen, keine Lust verspürten, miteinander darüber zu reden.

Als der Direktor das hörte, wurde er blass: "Das gibt's doch nicht, Schüttelmann, dann hat die dich gelinkt. Das tut mir leid. Das konnte ich nicht wissen. Dafür darfst du unserer Sparkasse nicht verantwortlich machen. Ihr zwei, also, das wissen doch alle im Städtchen, da wäre doch niemand darauf gekommen, daß die dich derart rasiert ..."

Schüttelmann schüttelte den Kopf: "Die weiß gar nichts davon ..."

"Dann musst du es ihr sagen", erwiderte der Direktor. "Sie muss dir das Geld zurückgeben. Das ist doch klar ..."

Schüttelmann blickte ihn verwundert an: "Klar? Nichts ist klar. Mit der kannst du nicht über Geld reden. Die weiß doch gar nicht, was das ist. Wenn ich ihr mit solchen Sachen komme, dann ... ", er winkte ab: "Ach, vergiss es ..."

Und weil Schüttelmann immer verzweifelter wurde, weder ein noch aus wusste, machte der Direktor, der sich auch ein wenig schuldig fühlte, den Vorschlag, daß er, also der Direktor der Sparkasse persönlich, es ihr wohl erklären wolle und Schüttelmann mit ihr zu ihm kommen solle. Was Schüttelmann dann auch tat.

Als sie eintrat, erhob sich der Direktor freundlich, machte eine tiefe Verbeugung und bat sie, Platz zu nehmen. Und dann erzählte er ihr etwas von Finanzierungen und Eigentum und Geldmarktpolitik und Zinsen und Zinseszins und der wirtschaftlichen Lage im Lande und von der Gesetzeslage und daß es auch einmal Versehen gäbe und daß sie dem Herrn Schüttelmann nun helfen müsse, weil ihm das eigentlich sowieso zustehe.

Worauf sie um ein Glas Wasser bat. Das man ihr auch servierte.

"Und", fragte der Direktor etwas ungeduldig, "was halten sie davon?"

Worauf sie erwiderte, daß sie im Haus noch gut zu tun hätte und ...

"Dann sind sie also damit einverstanden?", fragte der Direktor sie erleichtert.

Sie nickte: "Wenn Herr Schüttelmann es für notwendig hält."

Dem Direktor fiel ein Stein vom Herzen. Er legte ihr einen Vertrag vor und bat sie, diesen zu unterzeichnen.

Doch als sie sah, was da drin stand, empfand sie Abscheu, es zu lesen und wollte es lieber dem Schüttelmann zuschieben.

"Das ist nur eine Formsache", beruhigte der Direktor sie lächelnd.

"Und was soll ich damit machen?", fragte sie ihn verwundert.

"Durchlesen und unterschreiben", erwiderte der Direktor genervt.

"Wissen sie denn nicht, was da drin steht?", fragte sie ihn.

"Doch, natürlich ..."

"Und Herr Schüttelmann?"

"Der weiß es auch", beruhigte der Direktor sie.

Worauf sie keine Notwendigkeit mehr sah, sich auch noch durch den komplizierten Text zu quälen.

Sichtlich bemüht, seine Ruhe zu bewahren, erklärte der Direktor ihr, daß es im Grunde auch nicht nötig sei, man lediglich ihre Unterschrift benötige.

Was sie ein wenig verwirrte.

"Damit erklären sie, daß sie damit einverstanden sind ...", präzisierte der Direktor den Sachverhalt.

Was sie immer noch nicht verstand.

"Was im Vertrag steht!", fügte er ungehalten hinzu.

"Steht da was anderes, als das, worüber wir gesprochen haben?", wollte sie von ihm wissen.

"Nein, natürlich nicht ..."

"Ich habe ihnen doch schon gesagt, daß ich damit einverstanden bin."

"Das ist ja richtig, aber sie haben noch nicht unterschrieben."

"Ich habe es ihnen doch gesagt."

"Haha, liebes, verehrtes Fräulein", heuchelte der Direktor resigniert, "das ist wohl richtig. Aber das reicht leider nicht. Ohne ihre Unterschrift ist das, was sie sagen, nicht von Bedeutung."

"Dann war unsere Unterhaltung umsonst?"

"Wenn Sie nicht unterschreiben, ist es wohl so", antwortete er patzig.

Woraufhin sie sich ärgerlich erhob, den Direktor zornig anblickte und schnauzte: "Wenn Dir egal ist, was ich sage, musst Du mich nicht belästigen. Für solche Albernheiten habe ich keine Zeit!"

Sie hatte die Tür schon geöffnet, als der Direktor der Sparkasse aufsprang und ihr nach rief: "Aber Fräulein, was sollen wir denn jetzt machen?"

Der Direktor blickte Schüttelmann hilflos an.

Der nickte nur und sagte: "Weißt du nun, was ich meine?"

Ob der Direktor der Sparkasse es nun wusste, ist nicht dokumentiert.

Und weil der Direktor noch mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, meinte Schüttelmann nach einer Weile: "Gut – dann nimm das Geld von den Moorbachwiesen von ihrem Konto und überweise es einfach auf meins."

Der Direktor der Sparkasse schien noch zu verwirrt, um ihm zu folgen.

"Es ist doch mein Geld", half Schüttelmann ihm auf die Sprünge.

Der Direktor nickte, stimmte ihm zu und führte aus, daß, rechtlich gesehen, es tatsächlich mal sein Geld gewesen sei, jetzt aber nicht mehr und meinte, daß eine derartige Transaktion, ohne ihr schriftliches Einverständnis, wohl ein Betrug größeren Stils sei, wofür er, wie auch Schüttelmann, zweifelsohne mit Zuchthaus rechnen müsse.

Schüttelmann winkte ab: "Das merkt die doch gar nicht ..."

Worauf der Direktor der Sparkasse zu bedenken gab, daß so was bei der nächsten Steuererklärung mit Sicherheit geprüft und aufliegen würde.

Worauf beide leidenschaftlich beklagten, daß es auf der Welt keine Gerechtigkeit gäbe und die Guten immer die Dummen seien und noch so einiges, was es in solchen Momenten gerne zu beklagen gibt, doch im Grunde niemandem weiter hilft.

So überlegten die Männer und überlegten und überlegten, bis der Direktor der Sparkasse eine Idee hatte:

"Höre, Schüttelmann", sagte er plötzlich, "warum überträgst du ihr nicht einfach Anteile von deiner Molkerei? Wir geben und nehmen im gleichen Verhältnis, dann kann uns später keiner nachsagen, wir wollten sie betrügen ..."

Was sich nicht schlecht anhörte. Weshalb der Direktor auch gleich zu rechnen begann und rechnete und rechnete und blickte irgendwann etwas besorgt zum Schüttelmann und meinte: "Also, wir können es drehen und wenden wie wir wollen: Wir kommen auf 62%, und das ist schon gut gerechnet ..."

"So machen wir es", erwiderte Schüttelmann erleichtert.

"Ist dir auch klar", fragte der Direktor ihn vorsichtig, "daß sie dann das Sagen in der Molkerei hat?"

Schüttelmann blickte ihn ungläubig an.

Der Direktor nickte: "Die 62% wäre **ihr** Anteil. Deiner wären dann nur noch 38%."

Schüttelmann wurde bleich: "Willst du damit sagen, daß ich mir dann von der Göre Vorschriften machen lassen muss? In meiner eigenen Molkerei? – Daß die mir mein Taschengeld einteilt? Und ich sie auch noch anbetteln muss, wenn ich mal in den Goldenen Ochsen will?"

Der Direktor der Sparkasse zuckte hilflos die Schultern.

Schüttelmann winkte erbost ab: "Kommt nicht in Frage – lieber lasse ich alles den Bach runter gehen ... dann will ich nichts mehr damit zu tun haben ..."

"... dann muss ich dir deine Konten sperren", unterbrach der Direktor ihn. "Dann hast du gar nichts mehr, dann wird dein Haus gepfändet, deine Molkerei ... und, wenn du Glück hast, darfst du den Weibern im Waldschlößchen für ein paar Mark noch den Rasen mähen. Das ist doch keine Lösung, Schüttelmann. Ist es das, was du willst?"

So diskutierten die beiden noch eine ganze Weile, bis sie zu dem Entschluss kamen, daß die Gouvernante davon sowieso nichts mitbekommen würde und wenn beide die Angelegenheit geheim hielten, der Schüttelmann auch weiterhin für alle Bürger im Städtchen der Eigentümer sein würde, was ja wohl das Wichtigste sei.

Und weil den beiden keine bessere Lösung eingefallen ist, wurde es letztendlich auch so gemacht.

Was nicht einfach für den alten Schüttelmann war. Anfangs sah er immerzu die Chefin in ihr und glaubte, all die anderen würden es auch so sehen. Was natürlich Blödsinn war, wenn auch menschlich. So war es nur eine Frage der Zeit, bis alles wieder ganz von selbst seinen gewohnten Gang nahm.

Die neue Molkerei war wirklich schön geworden und die Maschinen und Anlagen gehörten zur damaligen Zeit zu den modernsten, die es gab. Seine Freude darüber sollte aber schon bald vergehen, wie sich herausstellte, daß seine Produkte noch die gleichen waren.

Nach wie vor säuerte seine Milch schneller als die der Konkurrenz und der Schmelzkäse blieb ungenießbar. Es war alles umsonst. Nun war er endgültig Pleite.

Eines Abends hielt er es in seinem Kummer zu Hause nicht mehr aus, ziellos lief er durch die Straßen, durch die Fischergasse, über den Westwall, um das Städtchen herum, wieder durch die Fischergasse, den Westwall, zurück zur Fischergasse und irgendwann fasste er den Mut und schob seine Hand durch den Eisengriff der grünen Tür, drückte mit dem Daumen den Hebel herunter, der den großen quietschend nach oben schob ...

Am nächsten Morgen sah man sie dann gemeinsam zur Molkerei gehen, wo sie nie vorher gewesen war. Der alte Schüttelmann führte sie durch die Räume und Hallen und erklärte ihr die neuen Maschinen und wie der Schieber und Fettabsorber funktioniert und daß er mit Leichtigkeit soundsoviel Tonnen produzieren könne und dachte laut darüber nach, ob es nicht doch besser sei, für den Absorber anstelle der 32ger eine 43ger Muffe einzubauen.

Sie sah sich alles an und nickte anerkennend. Und wenn sie irgendwo an einem Arbeiter oder Angestellten vorbei kamen, machte dieser eine artige Verbeugung und sagte höflich "Guten Tag" und irgendwie schien es, daß sie durch die Anwesenheit der Gouvernante neue Hoffnung schöpften.

So kamen sie in die Schmelzkäsezubereitungshalle, wo sie an einem der modernen Schmelzkessel roch und nachdenklich den Kopf schüttelte.

Auf Wunsch des Fräuleins ließ der alte Schüttelmann den Schmelzkäsezubereitungsmeister kommen, der brav jede Frage des Fräuleins beantwortete, bis sie plötzlich eine ernste Mine einnahm und sagte: "Nein nein, so geht das nicht, den Schmelzkäse dürfen sie nicht zu lange ... bla ... bla ... bla ... Sie müssen darauf achten, daß ... bla ... bla ... bla ... am besten, sie ... bla ... bla ... bla ... die meisten machen den Fehler ... bla ... bla ... bla ... und sie dürfen niemals ... bla ... bla ... bla ... und zum Schluß, das ist ganz wichtig, nehmen sie drei Tropfen ... bla ... bla ... bla ... und dann stellen sie den Käse für ... bla ... bla ... bla ... dann ist der Schmelzkäse fertig ..."

Schüttelmann hatte verwundert zugehört und der Schmelzkäsezubereitungsmeister auch. Vieles schien ihnen interessant, doch vieles auch unverständlich, weshalb der Schmelzkäsezubereitungsmeister sie fragte, wofür denn die drei Tropfen ... bla ... bla ... bla ... gut sein sollen und ob es nicht besser sei, die Temperatur nicht unter ... bla ... bla ... bla ... kommen zu lassen. Worauf sie nur erwiderte, daß dieses ganze ... bla ... bla ... bla ... nichts bringe und er sich endlich an die Arbeit machen solle.

Schüttelmann lief den ganzen Tag aufgeregt in der Molkerei hin und her. Wieder und wieder lief er in die Schmelzkäsezubereitungshalle, blickte flehend den Meister an, der aber nur besorgt den Kopf schüttelte und mit den Schultern zuckte, weil es noch nichts zu berichten gab.

Während dieser Stunden herrschte in der Molkerei eine seltsame Stille, die Angestellten und Arbeiter spürten, daß etwas Entscheidendes bevorstand, alles von dem Ergebnis abhängen würde, daß es ihre letzte Chance war ...

Und dann, nach vielen Stunden der Qual, Schüttelmann hatte die Hoffnung längst aufgegeben, saß betrübt in seinem Büro, kam der Schmelzkäsezubereitungsmeister mit einer kleinen Schüssel in der Hand angelaufen und sagte fassungslos: "Chef ... ein Wunder ..."

Schüttelmann probierte mit klopfendem Herzen, ließ den Käse auf seiner Zunge zergehen, bekam leuchtende Augen, schaute staunend den Meister an und sagte: "Der schmeckt doch genauso wie der ...", er mochte es nicht sagen, weshalb der Meister nickend den Satz beendete: "... wie der von Oma Brösel ..."

Schüttelmann griff das Schälchen und rannte damit in Windeseile in die Fischergasse, hastete die Leiter empor, nahm das überraschte Fräulein fest in die Arme und liebte es, wie er noch nie zuvor einen Menschen liebte hatte.

Als sie das Glück in seinen Augen sah, ließ sie ihn gerne gewähren.

Und wie er sie neugierig fragte, woher sie das Rezept habe, antwortete sie nachdenklich: "... welches Rezept?"

Und zwei Tage später stand alles zur Auslieferung bereit und auf dem Etikett der Käseschachtel stand dick und fett:

Schüttelmann's Schmelzkäse

nach dem Originalrezept von Oma Brösel

Schon am Mittag hatte es sich im ganzen Städtchen herumgesprochen, daß Oma Brösel das Geheimnis ihres Schmelzkäses dem Schüttelmann vermacht und nicht, wie jeder schweren Herzens glaubte, mit in ihr Grab genommen hatte. Und wer in diesen Stunden an die gute Oma Brösel dachte, konnte nur schwer seine Tränen zurückhalten.

Zum Nachmittag war die erste Lage ausverkauft. Die große Fahrradfabrik ging in Vorbestellung, auch die Reichsbahn und das Militär. Schüttelmanns Produktion lief Tag und Nacht.

Er musste Leute einstellen, Bummelbach & Co musste Leute entlassen und dann dauerte es nicht mehr lange, bis die Schüttelmann Molkerei Bummelbach & Co gänzlich übernahm.

Aber das stand damals ja in allen Zeitungen, falls sich noch irgendwer daran erinnert.

Etwa zu der Zeit muss es auch gewesen sein, als sich beim alten Schüttelmann der Gedanke festsetzte, der Gouvernante ein eigenes, kleines Haus zu bauen, das Lindenhäuschen eben, welches noch heute im Bürgerpark steht.

So gingen die Jahre dahin und die Menschen wurden älter und älter ...

Eines Abends, es war im Goldenen Ochsen und schon recht spät – es könnte auf der Taufe des ersten Urenkels, ein Junge übrigens, vom Direktor der Fahrradfabrik gewesen sein, die damals im großen Festsaal gefeiert wurde.

Getrunken hatten sie schon einiges, so daß die Stimmung sentimental wurde, der Direktor der großen Fahrradfabrik nach dem alten Schüttelmann suchte, um ihm mitzuteilen, dass er beschossen habe, dem Städtchen aus Glück und Dankbarkeit ein großes Bauwerk zu stiften, welches Schüttelmanns Namen tragen soll.

Obwohl etliche Bürger, vornehmlich wegen des Namens, von der Idee wenig erbaut waren, beteiligten sich damals dennoch viele an den Überlegungen, was für ein Bauwerk wohl das sinnvollste sei. Und das Volksblatt schrieb wohl täglich über diesen und jenen Vorschlag.

Die Sozialisten zum Beispiel, angeführt vom alten Moorbrand, meinten, daß man ein Bürgerhaus bauen solle, wo alle Bürger des Städtchens sich versammeln sollten, um den Reden ihrer Vertreter in Sachen Wohlstand und Gerechtigkeit und so lauschen zu können und was auch noch für andere Dinge gut sei.

Die Kirche hielt einen neuen Kirchturm für vernünftig, der höher sein sollte, als der von der Bezirksstadt, damit alle Menschen sehen könnten, wie gottesfürchtig die Bürger des Städtchens seien.

Einige forderten ein großes Freibad, andere eine Pferderennbahn. Die Reichsbahn plädierte für einen neuen Bahnhof und der Wirt vom Goldenen Ochsen für einen großen Freizeit- und Vergnügungspark.

So gab es viele Meinungen über die man so oder so dachte.

Auguste Flickenschild, welche ja die Sprecherin vom Bund der aufrechten Frauen war, forderte den Bau eines Kinderhortes, in dem man Kinder abgeben könne, die einem, sinngemäß, lästig seien.

Was für Verwirrung sorgte, weil zu der Zeit den Bürgern des Städtchens solche Gedanken noch fremd waren. Weshalb es zum Schluss zu einem unschönen Eklat kam.

Leider wurde damals kein ausführliches Protokoll über die Besprechung geführt, weshalb der Inhalt im Detail nicht mehr wiedergegeben werden kann.

Jedenfalls war Schüttelmann strikt dagegen und sagte, daß, solange er Bürgermeister sei, es so was im Städtchen nicht geben würde ...

Wobei Moorbrand, der Sozialist, die Ansicht der Frauen verteidigte.

Und dann gab ein Wort das andere, bis Auguste Flickenschild endlich flennend hinausgelaufen ist.

So suchte man noch eine ganze Weile weiter, bis der alte Schüttelmann auf die Idee kam, eine Universität zu bauen.

Wie er mit der Gouvernante, die zu der Zeit, wie man ja weiß, schon im Lindenhäuschen wohnte, darüber sprach, schien sie nicht so erfreut wie er, was ihn ein wenig enttäuschte.

Eine Universität sei etwas sehr Großes, meinte sie, da kämen Studenten aus dem ganzen Land in das Städtchen, die dort wohnen, studieren und wieder weggehen würden.

Eine Universität immer irgendwie was Fremdes bleiben würde, was nicht so recht zum Städtchen passe.

"Oder meinen sie ein Gymnasium", fragte sie ihn. "Ein schönes Gymnasium, das für unsere Kinder da ist, damit sie nicht in die Bezirksstadt fahren müssen?"

Und wie der Schüttelmann darüber nachdachte, war er sich sicher, daß er genau das meinte, was die Gouvernante für eine gute Idee hielt.

"Eine Universität kann man dann ja immer noch bauen", meinte sie.

Was Schüttelmann ebenso sah.

So wurde im allgemeinen Einvernehmen, jedoch gegen die Stimmen des Bundes der aufrechten Frauen und der Sozialisten, beschlossen, das Schüttelmann - Gymnasium zu bauen, welches auch, bis auf die bekannte Unstimmigkeit mit dem Bauamt, die ja nur kurzzeitig war, zügig fertiggestellt wurde.

Dann kam die Einweihung, wegen der viele wichtige Leute aus dem ganzen Bezirk angereist waren. Es herrschte eine gute Stimmung und jeder fühlte sich im Städtchen wohl.

Die Einweihungsrede sollte der alte Schüttelmann halten, was ihm gar nicht gefiel. Doch so sehr er sich auch wand und wehrte, war niemand da, der sie ihm abnehmen wollte.

Die Aula war mit Blumen und Girlanden geschmückt und brechend voll, wie er unsicher auf das Podest stieg.

Er hatte sich dafür den feinen Anzug angezogen, den er damals, gemeinsam mit der Gouvernante, für das Waldschlößchen gekauft hatte. Und am Revers seines Jacketts hatte er, wohl um ihr eine Freude zu bereiten, für alle sichtbar seine kleine Tapferkeitsmedaille gesteckt.

Es war totenstill im Saal, wie er dort oben so allein stand, vor all den festlich gekleideten Frauen und Männern, deren Blicke erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren.

Es war nicht viel, was er zu sagen hatte. Was er sich des Nachts überlegt hatte, hatte er vergessen ... sodass niemand ahnen konnte, dass seine kurze Rede schon zu Ende war, als sie noch auf den Beginn warteten.

Und dann, plötzlich, nach einer schier unendlichen Stille, begann jemand zu applaudieren.

Wer es gewesen ist, kann heute nicht mehr gesagt werden. Es mag die Gräfin gewesen sein oder Frau Fliegenköttel oder sonst wer. Jedenfalls hatten sich danach alle erhoben und stehend applaudiert, ganz, ganz lange, so heftig, daß es über den ganzen Bürgerpark schallte. Das jedenfalls bezeugten die Leute, die sich zu der Zeit dort aufgehalten hatten ...

Und wie Jahre später der alte Direktor der großen Fahrradfabrik beschloss, die Leitung seines Unternehmens in jüngere Hände zu legen, in die seines Sohnes nämlich, wollte auch Schüttelmann kein Bürgermeister mehr sein und bestimmte den großen Molke zu seinem Nachfolger ...

Die Zeit der Kinder hatte begonnen, mit Willi Wehlich, Heiner Moorbrand, Friedel Fliegenköttel und Hermann Dudelbeck.

Was die Alten damals aufgebaut hatten, lag jetzt in ihren Händen.

An manchen Tagen sah man den alten Schüttelmann mit seinem Freund Ferdinand selig durch den Stadtpark schlendern, hörte sie über alte Zeiten reden, sah, wie sie sich einvernehmlich auf eine Bank niederließen – kopfschüttelnd den Molkebrunnen betrachteten und zu ergründen suchten, was im Hirn der Jüngeren los sei, sich einen solchen Blödsinn einfallen zu lassen ...

